

Wandermappe.

— Illustrierte Beilage zum —
„Gottscheer Bote“.

Nummer 3

Gottschee, am 4. Feber

Jahrgang 1916

Der beste Stammbaum.

Der beste Stammbaum, den es gibt,
Ist alt, von guter Art,
Er führt zurück ins Altertum,
Zu einer Wurzel zart.

Aus ihr entsproß das Heil der Welt,
Wuchs zu dem Baum heran,
Der mit den Ästen frank und frei
Die Welt umspannen kann.

In seinen Adern fließt das Blut
Noch unverfälscht und rein
Und wird es auch für alle Zeit
Fruchtbringend, edel sein.

Und dieser Stammbaum ist fürwahr
Das reine Christentum,
Sein Adel ist von Gott bestellt
Und höchster Schmuck und Ruhm.

Lichtmeß.

„Ein Licht zur Erleuchtung der Völker“ nennt der greise Simeon das im Tempel zu Jerusalem von Maria und Joseph dargestellte Gotteskind und derselbe Jesus nannte sich selber „das Licht der Welt“. Doch wo bleibt gegenwärtig dieses Licht und wo bleibt die Erleuchtung der Völker? Lagert es nicht wie eine schwere Finsternis über der Erde und ist es nicht, als ob die Sonne des Erdenglückes, der Kultur und Menschenliebe untergegangen wäre und nicht mehr aufgehen sollte? Sitzen nicht die Völker im Schatten des Todes und der Barbarei? Toben nicht die Mächte der Finsternis gleich einem entseßlichen Unwetter im Erdental, noch ärger fast als zu jener Zeit, da der greise Simeon im Tempel zu Jerusalem frohlockte, weil seine Augen endlich das Heil

gesehen, das der Herr vor dem Angesichte aller Völker bereitet habe?

Ist dieses Licht der Welt erloschen oder sind die Augen der Menschen blind für dasselbe geworden? Johannes gibt uns Aufschluß über diese Frage, wenn er eingangs seines Evangeliums sagt: „Und das Licht leuchtet in der Finsternis, aber die Finsternis hat es nicht erfaßt.“ Ja, auch im Weltkriege leuchtet dieses Licht und möchte die Völker erleuchten, damit sie ihre Schritte lenken auf den Weg des Friedens. Aber so viele verschließen ihre Augen vor diesem Lichte. Zunächst sind es unsere Feinde, die nicht erkennen wollen, wo die Wahrheit und die Gerechtigkeit in diesem Völkerstreite liegt und doch läge der Fall so einfach.

Serbien und Belgien sind die beiden Handhaben unserer Feinde zum Kriege. Serbiens nahm sich vor allem Rußland und Belgiens England an. Serbien war zum Mörder, Belgien zum Lügner geworden und Rußland und England machten ihre Schützer und Ratgeber. Serbien hat die Strafe für seine Mordtaten schon erreicht und ein ganzes Volk muß die Verletzung des 5. Gebotes Gottes schwer büßen. Und daß Rußlands Millionenheer sich verblutet im vergeblichen Ansturm gegen Österreichs Grenzwehr, ist es nicht eine furchtbare Sühne des Mordes von Sarajewo, den zu sühnen und zu strafen Rußland uns hindern wollte. Ist nicht auch die allerjüngste Offensive Rußlands an der bessarabischen und ostgalizischen Grenze, die mit allergrößter Wucht geführt wurde, und die Hoffnung Rußlands und seiner Verbündeten auf einen Durchbruch und Sieg bildete, nur zu neuem

Verderben für das Russenheer geworden, das gerade zu dem katholischen Weihnachtsfeste uns überfallen und vernichten sollte?

Und Belgien, das seine Neutralität vorschwürte, obwohl es längst nicht mehr neutral geblieben war, muß jetzt von Montenegro sich belehren lassen, wie klug es gehandelt hätte, wenn es, um weiteres Blutvergießen zu verhüten, die Hand zum Frieden dargeboten hätte. Nun werden beide Lügen gestraft, Belgien und England, durch die noch schwerere Neutralitätsverletzung, die sich der Vierverband gegen Griechenland zu schulden kommen läßt, weil es ehrlich neutral bleiben will. Der ganze Vorwand und Anlaß für unsere Feinde zum Weltkriege ist als eitel Lug und Trug entlarvt worden.

Und immer deutlicher treten der höllische Haß und Meid, der uns Licht und Luft und Freiheit und das Fortschreiten unserer Kultur mißgönnt, als die wahre Ursache des furchtbarsten Menschenmordens seit Erschaffung der Welt hervor. Ist das nicht die beabsichtigte Vernichtung jenes Werkes der Erleuchtung der Völker, derenwegen Christus auf die Erde gekommen ist; ist das nicht die Rückkehr zu jener Finsternis, die vor Christi Ankunft die Welt erfüllte, wo das Gesetz Gottes den Völkern entschwunden und das Gebot der Liebe schier unbekannt war?

Aber gerade der Weltkrieg wird und soll zur Erleuchtung der Völker werden, zur Erleuchtung, daß Gottes Gesetz nicht ungestraft weder vom einzelnen Menschen, noch von ganzen Völkern übertreten werden darf, zur Erleuchtung, daß nicht gegenseitiger Haß und Meid oder Rachsucht,

sondern das Gebot der Liebe, der gegenseitigen Duldung die Menschen und die Staaten regieren soll. Der Weltkrieg soll zur Erleuchtung dienen, daß weder der Materialismus, noch der Egoismus, noch der Imperialismus, d. h. weder die Jagd nach den Gütern der Erde, noch die Selbstsucht, weder der ungebundene Freisinn, noch das stolze Streben nach Welt-herrschaft, vier Sünden, die sich im Vier-verbund unserer Feinde vereinigt finden, die Völker glücklich machen, sondern sie ins Verderben bringen.

An Lichtmeß bestand in früheren Zeiten der nur noch hie und da erhaltene fromme Brauch, während der hl. Messe brennende Kerzen in den Händen zu tragen zum Zeichen, daß nicht bloß den Völkern der Erde, sondern auch jedem einzelnen Menschen das Licht der Welt leuchten solle.

Der Weltkrieg hat uns gewissermaßen ein stärkeres Aufflammen dieses Lichtes gebracht, damit die Menschen in der ägyptischen Finsternis sittlicher Begriffsverwirrung die Wahrheit erkennen. Er hat die Hilf- und Trostlosigkeit des Unglaubens und die Hohlheit der modernen ungläubigen Philosophie und ihrer Irrlehren aufgezeigt. Weder im Feuer der Front, noch in den Schützengräben, noch im Kummer und Jammer der Daheimgebliebenen konnte der Unglaube sich als Licht- und Kraftquelle erweisen, sondern nur der lebendige Glaube, die christliche Religion war die Leuchte in der Finsternis der Kriegsnacht, die den Soldaten und Offizieren und Feldherren, den Witwen, Waisen, Vätern und Müttern, den Darbenden und Flüchtenden, und dem ganzen Volk Trost und Hoffnung brachte. Und darum nimmt dort, wo man diese Leuchte nicht zu brauchen vermeint, wo man „die Sterne am Himmel auslöschen“ wollte, z. B. in Frankreich, Italien und auch in England, dessen Christentum von hundert Sekten und vom freimaurerischen Freisinn zerfressen ist, die Finsternis des Hasses, der Verblendung, der sinnlosen Wut immer mehr zu und verleitet Regierung und Volk zu Schritten, die ihnen zum Verderben gereichen.

Der Weltkrieg, so wollen wir hoffen, wird auch so manchen Irrgläubigen oder Schismatiker in den Reihen unserer Bundesgenossen erleuchten, und ihnen zeigen, wie töricht die Feindschaft gegen Rom und das Papsttum war und wie notwendig und segensvoll zu der politischen und wirtschaftlichen auch die religiöse Einigung wäre.

Der Weltkrieg hat Millionen Menschen das Erdenleben in einem ganz

anderen, schier neuen und doch alten Lichte, in jenem „wahren Lichte, das jeden Menschen erleuchtet, der in diese Welt kommt“, wie der Evangelist sagt, betrachten gelehrt. Nicht Vergnügen, Wohlleben, Reichtum, Ansehen, Macht und äußere Pracht sind der Zweck und rechte Inhalt des Lebens, sondern ein Leben im Dienste höherer Ideale, ein Leben für Gott und Vaterland, ein Leben nicht bloß für sich und die Seinen, sondern auch für die Mitmenschen, ein Leben des Opfers aus Liebe. Das ist die echt christliche Auffassung des Lebens im Lichte dessen, der nach Simeons Weissagung das Herz seiner eigenen Mutter von einem Schwerte der Schmerzen durchbohren ließ. So möge der Weltkrieg durch „das Licht der Welt“ zu einer Lichtmeß, d. h. zur Erleuchtung der Menschen und Völker werden!

Zweierlei Kreuze.

Die Mutter sitzt im Kämmerlein,
Sie sinnt und spinnt und weint.
„Wo werden meine Söhne sein? —
Sind sie noch vor dem Feind?“

Ein leises Klopfen an der Tür;
„Herein!“ — rufts Mütterlein.
Ihr Sohn, ein strammer Kanonier,
Tritt in die Kammer ein.

Die Brust, sie ziert das „Eiserne Kreuz“,
Er ist ein tapf'rer Held;
Ein Strom, durch Freudentränenreiz
Dem Mutteraug' entquellst. —

Ihr zweiter Sohn — war auch ein Held,
Er war der Mutter Stolz.
Die Nachricht kam, er fiel im Feld, —
Er hat ein Kreuz von Holz.

Anton Liska.

Wirtschaftliche Aufgaben.

Winkt denn schon der Friede, um an wirtschaftliche Aufgaben denken zu können? Es heißt, der geschlagene, stets nur neue Niederlagen erleidende und der Erschöpfung, die er viel früher uns zumutete, zueilende Feind werde spätestens zu Pfingsten um Waffenstillstand bitten müssen. Wir wollen nicht prophezeien; hatte ja vor anderthalb Jahren ein hoher Bundesgenosse unseres Kaisers gemeint, mit den herabfallenden Blättern im Argonnenwald werde uns der endgültige Sieg und der Friede zufallen. Inzwischen fiel das Laub aber schon in einem zweiten Herbst, und es knospen nun vorzeitig schon ein zweites Mal Frühlingsblüten! Aber der Friede wird kommen. Anzeichen liegen ja Gott sei Dank vor. Die Waffenstreckung Montenegros, die Niederwerfung Belgiens und Serbiens, die verlorenen westlichen Hauptprovin-

zen Rußlands und die nordöstlichen Industriegebiete Frankreichs, die begründete Angst Englands um seine angemessene Stellung bei Saloniki und um Ägypten, sind ja geradezu Unterpfänder einer sieghaften Friedenshoffnung.

Aber wie dem auch sei, — auch schon während des schweren Entscheidungsfampfes muß man wie an politische, kulturelle und nationale, auch an die wirtschaftlichen Aufgaben denken, die unser nach Friedensschluß harren.

Seien wir dankbar zuerst unserer dann heimkehrenden Soldaten und unserer Kriegsinvaliden eingedenk! Ihnen verdanken wir es, daß nicht auch unser Land unterjocht, unsere Häuser eingeäschert oder geplündert, unser mühsam ersparter Hausstand, unsere Erwerbsgrundlagen in Anstellung, Landwirtschaft, in Handwerk oder Industrie verwüstet oder vernichtet und überhaupt unsere Gegenden größtenteils ganz vor dem Etappen-, Invasions- und Flüchtlingselend verschont geblieben sind. Man denke, um von Galizien, Bukowina, Görz, Ostpreußen, Polen usw. zu schweigen, an die jetzt gerade aller Beschreibung spottenden Notstände in den von Flüchtlingen überfüllten Küstenstädten Albaniens? Unserer tapferen Krieger möge man u. a. dadurch gedenken, daß man ihnen aus den feindlichen Latifundien der eroberten und der Grenzgebiete, wo auch viele Wirtschaften durch bestraften Verrat oder durch Überläufer und verschwundene Evacuierte herrenlos wurden, Grund und Boden zuweise; so sollten und könnten unsere Helden, welche die heimatliche Scholle schützten, nun auch mit einer näheren Scholle in Nordost und Südost bedacht werden. Sie und ihre Familien würden dort sesshaft und einen lebendigen Grenzwall für Osterreich-Ungarn bilden, mit dessen Gauen sie in zäher Vaterlandsliebe gegenüber unverlässigen Nachbarn mit allen Fasern dauernd verbunden blieben. So war es ja mit der einstmaligen Militärgrenze im Süden unserer Doppelmonarchie, der die daselbst angesiedelten Soldaten die besten Dienste leisteten. Für unsere Invaliden oder Halbinvaliden muß ähnlich wie für Kriegerwitwen und -Waisen vom Staate, von Gemeinden, von Vereinen gesorgt werden, vor allem bezüglich Verwundeter und Kranker dadurch, daß man sie so ausstatte und schule, daß sie möglichst ihrem früheren Berufe wiedergegeben oder für einen geeigneten neuen Beruf herangebildet werden. Diese Opfer müssen gebracht werden. In beispielvollerweise ist unlängst eine christlichsoziale Reichskonferenz für Deutsch-Osterreich in Wien bereits nicht nur mit Anregungen, sondern in verschiedenen landwirtschaftlich-gewerblichen Belangen auch mit praktischen Durchführungen

vorangegangen. Dazu gehört auch die große Wiener Aktion der Kriegerheimstätten.

Die künftigen wirtschaftlichen Hauptaufgaben für die Allgemeinheit, für alle Bürger Österreich-Ungarns werden aber in der Anbahnung neuer Handelsbeziehungen liegen. Der Krieg hat vieles, fast alles in dieser Hinsicht geändert. Er lehrte auch umlernen; die Feinde der Landwirtschaft, soweit sie nicht hornierte Massenheker sind, sehen ein, daß der Krieg, welcher uns von aller überseeischen Einfuhr abschneidet, nur durch die gesteigerte Tüchtigkeit unserer heimischen Agrikultur für Getreide, Gemüse, Vieh, Fleisch und Milch durchzuhalten war, während er andererseits auch die Unentbehrlichkeit unserer Industrie, der Technik, des Gewerbes usw. dartat. Wir müssen uns nun vor Augen halten, daß nach dem Kriege und trotz des angehofften Friedensschlusses nicht auch die Herzen unserer alten besiegten Feinde uns gewonnen sein werden: England, Frankreich und die ganze Entente samt gewissen uns abgeneigten Neutralen werden wirtschaftlich sich gegen uns möglichst abschließen. Dafür muß ein Ersatz gefunden werden. Der Kriegsverlauf hat ihn von selbst aufgezeigt: ein neuer mitteleuropäischer Wirtschaftsbund ist entstanden, welcher Deutschland mit Belgien (vielleicht auch Schweden), Österreich-Ungarn samt seinen Balkan-Eroberungen, ferner Bulgarien, die Türkei bis zum persischen Golf, vielleicht auch Rumänien und Griechenland umfassen wird. Nicht als ob diese Staaten eine Zollunion bilden werden, nein; aber gegenseitige freundschaftliche vorteilhafte Abmachungen werden sie gleichsam zu einem wirtschaftlichen Zukunftsbund gegenüber den übrigen Ländern vereinigen. Die Voraussetzung hierzu läge in einem dauernden, langfristigen Wirtschaftsverhältnisse zwischen Österreich und Ungarn und in einem rücksvolleren Zoll- und Handelsabkommen zwischen Österreich-Ungarn und Deutschland. An dieses würde sich dann ausgleichend der Balkan mit Kleinasien anschließen. Wo ein Wille, da ein Weg! Unsere und die ungarische Landwirtschaft würde frühere Vorurteile gegen eine Öffnung des Balkans leicht ablegen, weil erstens die landwirtschaftliche Bedeutung Serbiens, Bulgariens und Rumäniens (Türkei kommt mehr für notwendige Südfrüchte usw. in Betracht) ziffernmäßig übertrieben wurde, andererseits deren bezügliche Ausfuhr aber das früher auf Rußland, Nordamerika und Indien im riesigen Zerealien- u. Fleischbedarf angewiesene deutsche 70 Millionenreich bei einer Zollannäherung größtenteils benötigen, also Österreich-Ungarn wenig belasten und uns wenig Konkur-

renz bereiten würde. Unsere Industrie aber hätte unser altes, heimisches und ein neues auswärtiges Absatzgebiet gesichert. Möge durch Gottes Hilfe der Sieg auch ein neues wirtschaftliches Ruhmesblatt in der Geschichte Österreich-Ungarns aufschlagen! Die erste Zeile darauf muß aber für alle lauten: Unfriede zerstört, Friede nährt!

Märchen und Wahrheit.

„Es war einmal ein Königreich —
So fängt das Märchen an“ —
Das machte einen bösen Streich
In Südost, am Balkan.

Der König war ein armer Wicht;
Er hatte einen Sohn,
Der schlug den Vater ins Gesicht,
Sie stritten um den Thron

Die Königsmörder sie genannt.
In einer Schreckensnacht,
Da ward, wie allgemein bekannt,
Ein König umgebracht.

In Zorn und Haß in ihrem Land,
Berging so Jahr um Jahr,
Da fiel durch rauher Mörder Hand
Ein edles Fürstenpaar.

Den Weltkrieg haben sie entflammt,
Der Vater und der Sohn,
Nun wurden sie auch insgesamt
Gestürzt von ihrem Thron.

Nun ziehen sie nach kurzer Zeit
Betriibt von Haus zu Haus,
Der Herrgott übt Gerechtigkeit. —
Das Märchen ist jetzt aus.

Anton Viffa.

Zeitgeschichtchen.

— Eine Feldmesse, der auch der Feind beiwohnte. In einem Feldpostbriefe schreibt der Divisionspfarrer Thaler: „Neulich hatte ich eine interessante Feldmesse auf freiem Blase bei unseren Drahthindernissen genau 150 Schritte von den italienischen Drahthindernissen entfernt. Sie konnten schon die Vorbereitungen zur hl. Messe gut beobachten, bei der Messe waren sie dabei wie unsere Soldaten. Zuerst tauchten nur ein paar Köpfe aus dem Graben auf, immer mehr — bei jedem Dominus Vobiscum sah ich sie — beim Schlußsegen schlugen sie große Kreuze. Kein Schuß fiel. Bei der Ansprache, bei der sie für sich nicht gerade rühmliches zu hören bekamen, lauschten sie aufmerksam, verstanden aber wohl nichts. Erst als ich wieder fortritt, war die Schießerei wieder losgegangen und ein Granatzünder sauste haarstark am Kopfe meines Pferdes vorbei. Ein paar Tage früher mußte ich im gleichen Abschnitt ein Begräbnis halten, der Regimentsseelsorger war krank, da war es ungemütlich. Von sechs Seiten, drei unseren und drei italienischen, war ein wahres Granathöllenseuer über unsere Köpfe hinweg, bei der Grabrede mußte

ich meine wahrlich nicht kleinen Stimmittel anwenden, um nur einigermaßen verstanden zu werden, so furchtbar war der Höllenlärm.“

— Die letzte Hochzeit im serbischen Monastir. Der Sonderberichterstatter des „Secolo“ berichtet über eine romantische Begebenheit in Monastir, wenige Stunden vor dem Einzug der siegreichen Bulgaren in die von den Flüchtlingen verlassene Stadt: „Als am frühen Morgen des letzten Tages der serbischen Herrschaft in Monastir auch die Konsuln und sonstigen Vertreter der anderen Mächte die vor den im Sturm heranrückenden Bulgaren geräumte Stadt in Eile verließen, blieb nur der englische Konsul zurück. Seine Braut, eine junge Griechin, namens Bladica, war nämlich aus Kruscovo nach Monastir gekommen, um inmitten der Wirren getraut zu werden. Das Paar begab sich durch die öden, stummen Straßen der verlassenen Stadt in die orthodoxe Kirche, und dort wurde die Trauung durch den Metropolitan vollzogen. Sierauf bestieg das Ehepaar einen Kraftwagen, der es wenige Stunden vor der Ankunft der bulgarischen Truppen nach Florina — in Griechenland — entführte. Es war dies die letzte Hochzeit im serbischen Monastir, die letzte Amtshandlung unter serbischen Behörden.“

— Auf des Meeres Grund. Millionen von Schätzen sind durch das Versinken der Schiffe für immer verloren. Wie zahlreiche Schiffe sind schon im Kriege oder durch Unglücksfälle ins Meer gesunken, und wie wenig davon ist durch Taucher wieder zum Vorschein gekommen! Auf dem „L'Orient“, einem französischen Schiff, das Nelson in der Schlacht von Abufir 1798 versenkte, befanden sich unter anderem 600.000 Pfd. Sterling und der ganze geraubte Kirchenschatz der Kathedrale von Valetta. Taucher fanden von allen diesen Herrlichkeiten nichts, nur einen Offizierssäbel und einige ähnliche Andenken. Sie wurden bei ihrer Arbeit von einem ungeheuren Schwertfisch sehr belästigt und gestört, und es gelang, dieses Riesentier zu erlegen; man fand in dessen Magen zwei Holzkistchen mit rohen Diamanten, die vom „L'Orient“ herrührten. Der größte Zeitraum, nach dessen Verlauf untergegangene Schätze dem Meere entrisen wurden, belief sich auf 235 Jahre. Im Jahre 1883 war es, als man in der Tafel-Bai viele Kisten ans Tageslicht förderte, die von dem Schiff „Harlem“ herrührten, das im Mai 1648 dort untergegangen war. Sie enthielten Seltenheiten und Altertümer, Götzen, Porzellan, Silberwaren usw. Das Porzellan hat in dieser langen Zeit unter dem Meeresspiegel nicht gelitten, die Silbergegenstände aber waren kaum noch erkennbar.

Gedankenplitter.

Gott hätt' schon oft dich aufgenommen,
Wärst du nur oft zu ihm gekommen.

Christel.

Roman

von Freifrau Gabriele von Schlippenbach.
(Fortsetzung.)

„O, lassen Sie mich Ihnen helfen!“ bat Christel.

„Gern, liebes Fräulein, ich habe alle Hände voll zu tun. Der Herr Baron hat befohlen, den Leuten das Vesperbrot aufs Feld zu bringen. Der Kutscher soll auch ein Faß des leichten Bieres aufladen, das stillt den Durst und berauscht nicht.“

„Da fahren wir mit, gelt Idachen? Nun sitze hübsch still auf dem Stuhl und gucke zu.“

Die goldenen Waffeln häuften sich auf der Schüssel; mit Puderzucker bestreut, sahen sie einladend aus.

Klein-Idachen klatschte vergnügt in die Händchen. Unterdessen schnitt die Küchenmagd derbe Schnitten des kräftig duftenden Schwarzbrottes, und Christel strich Butter darauf und belegte sie mit dicken Scheiben Wurst und hausgemachtem Rümmele Käse.

„In der Stadt kauft man für teures Geld Aufschnitt, der dünn wie ein Blatt Papier ist, und so herrlichen Käse gibt es dort überhaupt nicht,“ dachte sie und schob ein Stück in den Mund. „Ja, das schmeckt! Ich heirate nur einen Landwirt oder überhaupt gar nicht.“

Frau von Steinau langweilte sich. Zuerst las sie in einem englischen Roman. Sie fand ihn fade und warf ihn fort.

„Ich werde Mama schreiben,“ beschloß sie, „ich werde sie bitten, mit mir ins Bad zu fahren; sie wollte nach Wiesbaden. Ich brauche Abwechslung u. Zerstreuung. In dieser langweiligen Klitsche ist es kaum kaum zum Aushalten, und Dolf ist den ganzen Tag fort.“

Sie setzte sich an den zierlichen Schreibtisch und verfaßte einen Brief an die Frau Stetten in Düsseldorf.

„Ja, Düsseldorf,“ dachte sie, „dort war es schön. Warum wollte Adolf nicht in Pappas Geschäft eintreten. Dann wäre alles anders.“

Christels fröhliche Stimme rief sie zum Kaffee. Langsam erhob sich Alice und fand die kleine Ida mit der Schwägerin auf der Veranda, wo man um diese Stunde zu sitzen pflegte.

Das Kind hielt einige Blümchen in der Hand. Die Tante hatte ihr anbefohlen, sie der Mutter zu bringen.

„Komm her,“ befahl Alice.

Schüchtern trippelte die Kleine einige Schritte vorwärts, dann sah sie sich nach Christel um. Als diese ihr ermutigend zunickte, ging Idachen zur Stiefmutter.

Mit einer reizend kindlichen Geberde hielt sie ihr die schlichten Blüten entgegen.

„Willst du meine Blumen haben?“ fragte das zitternde Stimmchen, und die großen Kinderaugen hatten einen furchtsamen Ausdruck.

Da regte sich etwas in dem Herzen der Frau. Einem raschen Impuls folgend, zog sie das Kind an sich und küßte es. Der kleine, warme Körper lag in ihrem Arme. Zum ersten Male durchdrang eine Regung mütterlicher Zärtlichkeit das Herz, das sich diesem Gefühle bisher verschlossen hatte.

„Hätte ich doch selbst ein Kindchen!“ dachte sie.

Sie küßte die kleine Ida und hieß sie neben ihrem Stuhle Platz nehmen. Dann versorgte sie sie mit Milch und Waffeln.

Christel beobachtete alles stillschweigend. Sie war glücklich und hoffte das Beste. Vielleicht wurde das Eheleben ihres geliebten Bruders so, wie es sein sollte, wie Christel es sich wünschte.

Mlice war hungrig. Sie aß und trank mit Behagen und unterhielt sich mit Christel.

„Willst du nicht mit aufs Feld fahren, liebe Mlice?“ bat Christel aufstehend. „Die Leute sollen ihr Vesperbrot bekommen; eben spannt der Kutscher den kleinen Leiterwagen an.“

„Nein, in diesem Wagen kann ich doch nicht mit,“ versetzte Mlice, „der stößt zu sehr.“

„Adolf würde sich aber freuen. So komm doch mit!“

„Ich denke nicht daran,“ klang es kurz zurück, und sie wandte sich um und ging ins Zimmer.

„Du siehst blaß aus und solltest mehr an die frische Luft.“

„Damit ich mir meinen Teint verderbe und Sommersprossen bekomme, so wie du! Es sieht wenig schön aus.“

„O, daraus mache ich mir nichts!“ lachte Christel vergnügt.

Sie setzte den weißen Strohhut auf. Handschuhe brauchte man ja hier nicht. Idachen saß auf dem Schoße der Tante. Der große Korb mit den belegten Butterbrotten stand im Wagen und ein Fäßchen Bier daneben. Nun ging es heidi! über die Landstraße, dann durch ein kleines Gehölz und über die Weide weiter zum Felde. Der federlose Leiterwagen stieß tüchtig, besonders als sie die ebene Landstraße verließen.

„Hops!“ sagte Christel lachend, und „Hops“ wiederholte Idachen.

Steinau erblickte die Schwester und sein Kind; er ritt ihnen entgegen. Es

lag etwas Suchendes in seinem Blick, als hätte er erwartet, auch seine Frau zu sehen.

„Das ist aber nett, daß ihr gekommen seid,“ sagte er freundlich und hob sein Töchterchen zu sich auf's Pferd.

„Pappi,“ plauderte Ida, „ich habe der Mama Blumen gebracht, und sie hat mich geküßt.“

Erstaunt sah Steinau zu Christel hinüber, und als sie bejahend nickte, flog ein glückliches Leuchten über seine männlichen Züge.

Nun wurde ausgestiegen und Korb und Fäßchen zu Boden gesetzt. Der alte Jochen bekam zwei dicke Butterbröte; dann reichte Christel den Knechten ihren Teil. Für jeden hatte sie ein freundliches Wort; die Leute stießen sich an.

„Unser Fräulein ist eine Gute,“ flüsternten sie.

Sie kannten Christel. Während ihres Aufenthaltes in Hollkitten hatte sie Bekanntschaft im Dorfe gemacht und die Frauen besucht, den Kindern Spielzeug und billiges Naschzeug gebracht und sich so kleine und große Herzen gewonnen.

„Jochen, da ist etwas Tabak für Sie,“ sagte Christel, „ich habe ihn beim Krämer gekauft, er soll fein sein.“

„Ich danke auch schön, Fräuleinchen.“ Jochen streckte ihr die arbeitsharte Hand entgegen, nachdem er sie an seinem Beinkleid abgewischt hatte.

„Für dich habe ich Kaffee und Waffeln mitgebracht und ein besonders leckeres Schinkenbrot, Adolf. Komm, dort unter der Buche ist ein schattiger Platz, nimm den Hut ab.“

Sie trocknete ihm die heiße Stirn mit ihrem Taschentuche. Geschäftig frante sie eine Tasse und eine Flasche mit dem braunen Trank heraus, schenkte ihm ein und bot ihm das Gebäck. —

„Gute, kleine Seele,“ sagte er dankbar, „ich bin sehr hungrig, das Mittagsmahl hat mir nicht geschmeckt.“

„Ich weiß auch warum,“ dachte Christel. „Solch ein mißmutiges Gesicht zu sehen, das vertreibt den besten Appetit.“

Wie herrlich war es im kühlen Schatten des Baumes. Die Lerchen jubelten in der Luft; gravitatisch stolzierte ein langbeiniger Storch umher. Die Luft roch nach frischer Erde und keimendem Leben, Schwalben schwirrten umher, und Baum und Strauch schmückten sich mit jungem Laub.

Auch die Knechte hatten sich gelagert und labten sich an Speise und Trank.

„Morgen muß ich um sechs hinaus. Willst du mit, Christel?“

„Ja, gern! Wohin willst du?“

„Auf das Vorwerk. Ich will einen neuen Knecht mieten und mit dem Pferdehändler Baruch sprechen. Auch nach der Herde muß ich sehen; das Auge des Herrn ist überall nötig.“

Christel freute sich auf den Ausflug. Seit sie in Hollkitten war, stand sie um sieben auf und leistete dem Bruder Gesellschaft, wenn er seinen Kaffee trank. Sie sorgte dafür, daß er die weichgekochten Eier rechtzeitig bekam, ebenso den rothigen Schinken oder die kräftige Rauchwurst. Frau Alice schlief bis in den Tag hinein.

Früher hatte Steinaus erste Frau Margarete ihm bei dieser Mahlzeit gegenüber gesessen, jetzt tat es die Schwester. Ja, die kühle Erde deckte das treue Herz, das einst von Liebe für den Mann und das Kind geschlagen. Ein grüner Hügel und die wehe Erinnerung waren geblieben, und das Kind, ihr Ebenbild, an dem des Vaters Herz voll Zärtlichkeit hing.

Christel und ihre Nichte pflückten einen schönen Feldblumenstrauß, dann fuhren sie nach Hause.

Gegen sieben kam Steinau heim. Es zog ihn doch zu seiner Frau, nachdem er gehört, daß sie gegen sein Kind freundlicher als bisher gewesen war.

Alice ihrerseits hatte sich nach der Gesellschaft ihres Mannes gesehnt. Sie kam ihm ein Stück Weges entgegen und sagte ihm, daß sie ihn vermisst hatte.

Steinau war ein selten gutmütiger Mensch. Er legte die Arme um sein schönes Weib, die es ihm dieses Mal nicht wehrte, obgleich er im Reitanzuge war.

„Hast du mich lieb?“ fragte er leise.

„Ja, Dolf, aber ich muß mich erst hier eingewöhnen, es ist mir alles fremd. Du mußt mit mir Geduld haben.“

Als Christel mit dem goldgelben, trefflich geratenen Eierkuchen mit frischem Salat kam, traten ihr der Bruder und Alice Arm in Arm entgegen.

„Wieder ein Versöhnungsfest,“ dachte Christel. „Möchte die gute Stimmung lange bei ihr vorhalten!“

* *

Die Spaken zwitscherten noch schläfrig unter dem Dach, und die Blumen öffneten ihre Kelche, als ein neugieriger Sonnenstrahl das blonde Haupt der jungen Schläferin traf.

Christel blinzelte durch die dichten Wimpern, dann erinnerte sie sich der Verabredung mit dem Bruder und sprang leichtfüßig aus dem Bette. Nun schnell den Schlaf aus den Augen gewaschen, das

lange Haar gelöst, das wie ein goldener Mantel sie umwogte, die dicken Zöpfe geflochten und in die Kleider geschlüpft. In zehn Minuten war sie fertig. Sie beugte sich über die kleine Ida, die das Zimmer mit ihr teilte, und küßte sie leise, dann glitt sie die Treppe hinunter. Adolf war noch nicht da. Sie strich für ihn das Brot und legte ihm alles zur Hand. Als er ins Speisezimmer trat, rief sie ihm ein fröhliches „Guten Morgen“ zu.

„Schöner Tag, heute, Kleine.“

„Prächtig,“ gab sie munter zurück. „Ich freue mich der frühen Stunde; es ist eine Sünde, länger zu schlafen.“

Nachdem sie tüchtig gefrühstückt hatten, bestiegen sie den kleinen Wagen; der Fuchs wieherte und die Fahrt begann.

Wie wundervoll war die erwachende Erde im ersten Glanze des jungen Tages! Der Tau der Nacht lag noch auf Wiese und Acker, blitzte an den Zweigen der Gesträuche und füllte die zarten Kelche der Blumen, die schlaftrunken die Augenlein öffneten. Ein Zug wilder Enten flog pfeilschnell vorüber. Im Walde äugte ein schlankes Reh und setzte mit leichtem Sprung über das niedere Gehölz. Und ein Dufte und frisches Blühen überall, kein Blatt regte sich. Die Luft hatte noch die herbe Kühle der Nacht, die Sonne lachte goldig im Blau und Moos und Farn grünt um die Wette.

Christel war ganz still geworden.

„Der liebe Gott geht durch den Wald,“ sagte Steinau.

„Ja, dieses Gefühl hatte ich eben auch,“ stimmte Christel bei. „O, wie wenig wissen die armen Städter, welch köstlicher Genuß es ist, so in der Frühe sich an der Gotteswelt zu erlaben! Ich meine immer, man muß besser im Verkehr mit der Natur werden. Nirgends fühlt man sich dem himmlischen Vater näher. Wie Säulen ragen die schlanken Stämme der Bäume empor. Jeder Grassalm, jedes Blatt spricht von Gottes Güte und Allmacht.“

„Und du mußt in der Stadt leben, armes Kleinchen.“

„Ja, Bruder, aber ich fühle mich ganz als Landkind. Bin ich doch zehn Jahre, die ersten meines Lebens, in Hollkitten gewesen; liebe ich doch über alles die Scholle, die unsere Wiege trug. Darum genieße ich mein Hiersein von ganzer Seele, mein Bruder, und eins steht bei mir fest: ich will nur einen Landwirt heiraten.“

Sie sagte das mit so komischem Ernste, daß Steinau lachen mußte.

„Lache nicht,“ sie kniff ihn in den Arm, „ich bleibe alte Jungfer, wenn ich keinen bekomme, der das Land bebaut. Einen

Offizier mag ich nicht, und einen Referendar — — pah! was hat die arme Silde von dem Lustikus!“

„So glaubst du, daß sie ihn noch immer liebt?“

„Na ob! Tot ärgern kann ich mich darüber. Ihre besten Jahre schwinden. Es ist eine aussichtslose Sache, aber sie läßt sich nicht raten und bleibt ihm treu, obgleich sie ganz andere und bessere Partien hätte machen können.“

„Wie denkst du dir denn deine Heirat, Christelchen?“

„Sechs Wochen verlobt, dann wird geheiratet — Punktum!“

Steinau lachte herzlich.

„Lache nicht, Bruder, so wird es sein, — nicht anders.“

„Der Mann, dem ich dich anvertraue, muß ein Staatskerl sein.“

„Natürlich, — anders tue ich es nicht. Übermäßig reich braucht er gar nicht zu sein. Er muß die Arbeit lieben und — mich ganz schrecklich.“

„Na, das wird keinem Manne schwer fallen. Du bist ein sonniges Puffelchen, Kleine.“

Liebevoll sahen seine Augen auf sie nieder.

Sie glichen sich. Beide hatten dasselbe blonde Haar, dieselben dunkelblauen Augen, nur waren die des Mannes ernster. Auch das edle Oval des schmalen Gesichtes war ihnen gemeinsam. Unverkennbar war der raffige Zug bei beiden.

In lebhaftem Geplauder legten sie den Weg zurück. Knechte mit Ackergeräten begegneten ihnen, ein hochbepackter Wagen, den zwei Gäule zogen. Steinau erklärte der Schwester alles: die umliegenden Gehöfte, die Vorwerke und die Mühlen.

Auf einer kleinen Anhöhe hielt er den Fuchs an. Unweit davon lag ein stattliches Haus. Seine Fenster glitzerten in der Morgensonne; Wirtschaftsgebäude und Stallungen lugten zwischen dem Laube der Bäume hervor.

„Ist das nicht Steinsee?“ fragte Christel. „Soviel ich mich aus meiner Kindheit erinnere, muß es der Besitz eines Herrn von Röhrbach sein.“

„Sawohl. Der alte Röhrbach kränfelt, seit ihm die Frau gestorben. Er war ein tüchtiger Landwirt. Leider ist die Wirtschaft zurückgegangen, weil er nicht mehr nach dem Rechten sehen kann. Sein einziger Sohn dient sein Jahr ab; es ist zweifelhaft, ob sie sich halten können.“

(Fortsetzung folgt.)

Das christliche Jahr.

Monatskalender.

(Vom 1. bis 15. Feber.)

1. **Dienstag.** Ignaz, Bisch. und Mär. († 107); Ephräm der Syrer, Kirchenlehrer († 380). — Sonnenaufgang um 7 Uhr 37 M., Untergang um 4 Uhr 51 Min.; Tageslänge 9 Stunden 14 Minuten.

2. **Mittwoch.** Mariä Lichtmess. Kornelius, Hauptmann und Bisch. († im 1. Jahrh.) — Festevangel. (Luk. 2, 22—32): Maria bringt der Vorschrift des Gesetzes gemäß, das zwar auf sie keine Anwendung hatte, bei der Darstellung Jesu im Tempel das Opfer der Armen: Simeon preist voll Freuden das Jesuskind als das Licht der Völker.

3. **Donnerstag.** Blasius, Bisch. und Mär. († 316); Gosbert, Bisch. († 859); Ansgar (Oskar), Erzbisch. († 865). — Neumond um 5 Uhr 6 Min. abends. — 4. **Freitag.** Veronika, Bef. († um 70); Andreas Korsini, Bisch. († 1373); Khabanus Maurus, Erzbischof († 856). — 5. **Samstag.** Agathe, Jungfr. und Mart. († 304); Abelhaid, Abtissin († 1015; 26 japanische Märtyrer († 1597).

6. **Sonntag.** (5. n. d. Erscheinung d. Herrn.) Evang. (Matth. 13, 24—30): Jesus lehrt im Gleichnis vom guten Samen, unter den der Feind Unkraut säte, daß Gott auf Erden auch das Böse zuläßt, um erst am jüngsten Tage das Gute und Böse von einander ewig zu scheiden. — Dorothea, Jungfr. und Mär. († 304); Titus, Bisch. († 98); Amand, Bisch. († 675).

7. **Montag.** Romuald, Ordensstifter († 1027); Richard, König († 722). — 8. **Dienstag.** Matha, Ordensst. († 1213). — 9. **Mittwoch.** Apollonia, Jungfr. und Mär. († 249); Alto, Abt († 760); Cyrillus von Alexanrien († 344). — 10. **Donnerstag.** Scholastika, Jungfr. († 542); Wilhelm, Erzb. († 1175). — Sonnenaufgang um 7 Uhr 23 Min., Untergang um 5 Uhr 6 Min.; Tageslänge 9 Stunden 43. Min. — Erstes Viertel um 11 Uhr 20 Min. abends. — 11. **Freitag.** (Fest der Unbefleckten in Lourdes.) Adolf, Bischof von Osnabrück († 1224); Desiderius, Bischof und Mär. († 608); 7 Stifter des Servitenordens. — 12. **Samstag.** Eulalia, Jgfr. u. Mär. († 403); Reginald, Bef. († 1220).

13. **Sonntag.** (6. n. d. Erscheinung des Herrn.) Evang. Matth. 13, 31—35): Jesus lehrt im Gleichnis vom Senfkörnlein das allmähliche Wachstum des Reiches Gottes auf Erden. — Katharina von Ricci, Jungfrau († 1589); Gregor II. († 731); Castor, Priester († 379); Eberhard, Bef. († 1237).

14. **Montag.** Valentin, Bisch. und Mär. († 249); Antonin, Abt († 830); Bruno von Querfurt, Bischof († 1009). — 15. **Dienstag.** Faustina und Jovita, Mär. († 121); Walafried, Abt.

Fünfter Sonntag nach der Erscheinung des Herrn.

Evangeliem (Matth. 13, 24—30):

In jener Zeit legte Jesus dem Volke dieses Gleichnis vor und sprach: Das Himmelreich ist gleichgeworden einem Manne, der guten Samen auf seinen Acker säte. Während aber die Leute schliefen, kam sein Feind und säte Unkraut mitten unter den Weizen und ging davon. Als aber der Halm aufschöß und Frucht

ansetzte, da erschien auch das Unkraut. Da traten die Knechte des Hausvaters herzu und sprachen zu ihm: Herr! hast du nicht guten Samen auf deinen Acker gesät? Woher hat er also das Unkraut? Er sprach zu ihnen: Ein feindlicher Mensch hat dies getan. Die Knechte aber sprachen zu ihm: Willst du, daß wir hingehen und es einsammeln? Er sprach: Nein! damit ihr nicht etwa, indem ihr das Unkraut sammelt, zugleich mit demselben auch den Weizen ausreißet. Lasset beides wachsen bis zur Ernte, und zur Zeit der Ernte werde ich den Schnittern sagen: Lasset zuerst das Unkraut zusammen und bindet es in Büschel zum Verbrennen, den Weizen aber sammelt in meine Scheuer.

Erklärung.

Das vorstehende Evangelium gibt uns Aufschluß über eine Frage, die so oft schwer manches zweifelnde Herz bedrückt und gerade in unseren Tagen gar zu häufig zu hören ist, es ist die Frage: Woher das Unkraut, d. i. Böse, das Übel in der Welt? Hat nicht Gott die Welt gut erschaffen? Heißt es nicht in der Schrift nach jenem Schöpfungstage: Und Gott sah es, daß es gut war.

Tawohl, das Himmelreich, das irdische wie das geistige Reich Gottes, ist gleich einem Menschen, der guten Samen auf seinen Acker säte. Der Sämann ist Gott selber, der nur guten Samen austreute, der die Welt und die Menschen gut erschuf und immer wieder guten Samen austreuen ließ durch die Propheten und vor allem durch Christus, seine Apostel und seine Kirche. Und doch gibt es so viel Böses, so viel Übel, so viel Unkraut auf der Welt, davon ist Zeuge gerade der Weltkrieg, der uns wie ein Hochgebirge von Übeln und von Bosheit aller Art erscheint.

Woher also das Unkraut? fragt mancher zweifelnd oder verwirrt: „Das hat der Feind getan,“ ist die Antwort des himmlischen Hausvaters. Wer ist dieser Feind? Es ist jener, der in der Schrift „der Feind“ schlechtthin genannt wird, von dem alles Böse in der Welt seinen Ursprung hat, es ist der „böse Feind“, der Teufel. Auch er selbst war gut erschaffen, aber er hat seinen freien Willen mißbraucht und ist böse geworden und sinnt fortan nur darauf, in den Acker Gottes Unkraut, Unheil zu säen. Die erste Unkrautsaat vollbrachte er im Paradiese in den Herzen der ersten Menschen. Und dieses erste Unkraut, die erste Sünde war so groß und üppig, daß alles Böse, alle Übel der Welt daraus ihren Samen erhalten haben. Die Erbsünde ist der Same des Bösen in jedem Menschen, der neben den guten Eigenschaften im Menschenherzen aufkeimt und wächst und gar oft böse Früchte zeitigt.

Aber warum läßt denn Gott dieses Unkraut, das Böse, das Übel zu? Kann er es nicht ausreißten, vernichten lassen? So dachten auch die Knechte des Hausvaters, welche sich über das Vorhandensein des Unkrautes verwunderten und darum sprachen:

Willst du, daß wir hingehen und es auffammeln?

Aber der Hausvater wehrte ihren Eifer ab und sprach: „Nein, damit ihr nicht etwa, wenn ihr das Unkraut auffammelt, mit demselben zugleich auch den Weizen ausreißet. Lasset beides wachsen bis zur Ernte.“

Manche Menschen meinen, sie müßten, wenn sie etwas Böses auf Erden sehen, wie Johannes und Jakobus Feuer und Schwefel vom Himmel herabrufen, um das Böse und die Bösen zu vernichten. Aber Christus verwies den beiden Aposteln einen solchen unrechten „Jenereifer“, weil er leicht mehr verdirbt, als Gutes stiftet. Gott läßt auch über Gute und Böse die gleiche Sonne scheinen und über das Kraut und Unkraut erquickenden Regen fallen. Denn er müßte ja eine Unmenge der augenscheinlichsten Wunder unausgesetzt wirken, um das Böse zu verunmöglichen und die Bösen sofort zu strafen oder um die aus dem ersten Sündenfalle der Menschen sich ergebenden Übel, Krankheiten, Leiden, Unglücksfälle, Elend und Tod zu verhindern. Solche fortgesetzte tägliche Wunder würden das Werk und das Walten Gottes recht zum Gespött der Bösen machen, denn das Alltägliche verliert an Achtung und an Eindruck.

Aber wenigstens das große Unkraut, die großen Übel, die großen Ungerechtigkeiten, die schweren Verbrechen und Missetaten sollte Gott nicht zulassen, meint mancher, an dem selber Gott vielleicht manches zu strafen hätte, wenn er strenge ins Gericht ginge. Aber gerade dort, wo viel und üppiges Unkraut wächst, geschieht es am leichtesten, daß das bescheiden und verdeckt wachsende gute Kräutlein mit ausgerissen wird. Und oft erkennt man auch nicht sofort das Kraut vom Unkraut; denn mancher große Sünder hat sich später bekehrt und ist zum guten Beispiel für andere geworden und aus manchem großen Übel ist andererseits ein großer Segen für die Menschen erwachsen. Denn darin zeigt sich Gottes Weisheit und Macht noch schöner und erhabener über Menschenweisheit, daß er auch das Böse zum Guten zu lenken weiß.

Das sehen wir auch an diesem jetzigen Kriege, der gewiß eines der größten Übel ist, das die Menschheit je betroffen hat. Auch er hat neben dem vielen Bösen und Übeln auch seine guten Wirkungen, die wir vielleicht erst dann mehr schätzen und verstehen werden, wenn die Übel dieses Krieges mehr vorübergegangen und zum Teil nur mehr, in der Erinnerung noch bestehen werden. Murren wir daher nicht gegen den Herrn, der in seiner Langmut das Unkraut neben dem Weizen wachsen läßt bis zur Ernte und ereifern wir uns nicht allzusehr darüber, daß so viele Übel in der Welt zu finden sind. Richten wir vielmehr darauf unser Augenmerk, daß wir selber nicht zum Unkraut werden.

Denn es kommt der Tag, wo der Herr zu seinen Schnittern sagen wird: „Sam-

melt zuerst das Unkraut, und bindet es in Bündeln zum Verbrennen; den Weizen aber sammelt in meine Scheuer! Einmal kommt die große Scheidung der Guten und Bösen, einmal hat das Übel und Leid für die Guten ein Ende, einmal wird es klar werden, warum Gott so viele Übel, große und kleine Übel, für den einzelnen und Übel für ganze Völker und die Menschheit zugelassen hat.

Denn das Böse in uns und neben uns, die Übel und Leiden um uns, die eine Saat des Erbfeindes der Menschen sind, sollen durch Christi Kreuz und Leiden und Gnade für uns eine unendliche Quelle der Reinigung, der Prüfung und Heiligung und ewigen Lohnes in den himmlischen Wohnungen werden.

Aus der Mappe eines Missionärs.

Die göttliche Vorsehung.

(Fortsetzung.)

Für sehr viele Christen ist die Langmut Gottes jene ewig zu bewundernde und zu preisende Vollkommenheit, der sie ihre ewige Seligkeit verdanken. Wenn die göttliche Langmut auch sehr groß ist, wäre es doch Vermessenheit, sich auf sie zu verlassen, oft folgenschwerer Irrtum, zu glauben, daß Gottes Langmut den Sünder immer ertrage und der rächenden Strafgerechtigkeit des ewigen Richters immer die Hände binde. Es geschieht deshalb häufiger, als man anzunehmen geneigt ist, daß die Gerichte Gottes den Sündern Strafen ausmessen, die hienieden zu erdulden sind. Manchmal vollzieht sich die Vollstreckung der Strafen auffallend langsam.

Oft hinwiederum fällt der Rachestrahl Gottes plötzlich auf den Verblendeten, damit die Augenzeugen von heilsamen Schrecken erfüllt, das Wort Pharaos wiederholen und bekennen müssen: „Dies ist der Finger Gottes!“

Die zweite Überschrift unseres Artikels ruft dem freundlichen Leser das Strafgericht Gottes an Baltassar, dem Könige von Babylon, ins Gedächtnis. Wir wollen in Kürze die Erinnerung daran auffrischen, dann einige andere Beispiele anführen, die auf die Augenzeugen den Eindruck machten, wie die schreibende Hand auf den König zu Babylon.

Was Prunksucht, Reichtum und Freigebigkeit eines mächtigen orientalischen Königs auf die Tische zaubern konnte, war für die hohe Babylonische Majestät und ihre hohen Gäste, die tausend Großen des Reiches, bereitet worden. Nach dem Gastmahle klangen auf allen Tischen die goldenen Becher. Die köstlichsten Weine berühmtester Marken lächelten stumm den Bechern entgegen. Als wahrer Held im Trinken ging der König durch tüchtige Leistungen mit seinem Beispiele allen

voran. Er trank bis zum Übermaß. Die Stimmung im Saale wird immer gehobener. Das Lob des königlichen Gastgebers erschallt aus aller Munde. Das Bewußtsein des Schlemmers war schon durch die Fülle des Weines ertränkt, dafür verstärkte gottloser Übermut im unwürdigen Träger der Krone. In halbem Rausche gibt er den Befehl, die hl. Gefäße zu bringen, die sein Vater Nabuchodonosor im Tempel zu Jerusalem geraubt hatte. Der Befehl des Königs wird sofort ausgeführt. Also brachte man die goldenen und silbernen Gefäße, welche aus dem Tempel zu Jerusalem abgeführt worden waren, und es tranken daraus der König, seine Großen und seine Weiber. Sie tranken Wein und lobten ihre goldenen, silbernen, eisenen, eisernen, hölzernen und steinernen Götter. (Dan. 5.) Die Becher scheinen durch den Rausch von frommen heidnisch-religiösen Gefühlen angesäuelt worden zu sein. Die Stimmung vollkommener Glückseligkeit hat ihren Höhepunkt erreicht. Herz! Was willst du mehr? In Lust und Freude schwelgt der ganze Saal. Aber das Maß der Sünden war durch die gottesräuberische Entweihung der heil. Gefäße voll geworden. Vor aller Augen erscheint plötzlich wie eine Menschenhand, sie schreibt auf die Wand die geheimnisvollen Worte: Mene, Tekel, Phares, die der Prophet Daniel liest, und ihrer Bedeutung nach enthüllt. Noch in derselben Nacht erfüllte sich das durch die Worte vorausgesagte Verhängnis. Die Stadt wurde von den Medern und Persern eingenommen, der König ermordet, viele der vornehmen Gäste teilten das Loos des Königs, aus dem Rausche wurden sie vor Gottes Richterstuhl gerufen, die Dynastie des großen Nabuchodonosor war erloschen, das gottesräuberische Festgelage hatte eine schreckliche Sühne gefunden.

Würde Gott der Herr niemals sichtbare Strafen als sofortige Vergeltung auf Verbrechen folgen lassen, so wären wir versucht, zu glauben, er verhalte sich gleichgültig den Sünden der Menschen gegenüber. Würde er jedesmal das Gericht sofort am Verbrecher offenbaren, so würde es scheinen, nicht das Jenseits, sondern die Erde sei der Ort der Vergeltung.

(Fortsetzung folgt.)

Das deutsche Lied.

Zog dir noch nie durch deine Seele
Des deutschen Liedes Wunderkraft?
Dann zieh' hinaus in Kampf und Fehde
Und sieh', was deutscher Geist heut schafft.
Dann lausche dort der Helden Lieder,
Wenn rings der Schlachtenruf erschallt
Und tausendfach klingt's in dir wieder,
Wenn wie ein Schwur das Lied verhallt.

O, zieh' hinaus zu all' den Stätten
Und sieh' die Wunden, sieh' das Leid.
O, hör' verklärten Auges sprechen
Von Kampf und Not, von Sturm und Streit.

Und klinget durch die Abendstille
Der Franken Helden Wehesang,
Dann fällt des Abtags eitle Hülle
Und zum Gebet wird dir der Klang.

O, deutsches Lied, du Seelensprache,
In alle Welt bringst heut' dein Schall.
In alle Welt heut' Grüße trage,
Umgibt uns doch ein Feindeswall.
Und wenn einst Friedensglocken klingen,
Dann steig' zum Himmel deutscher Sang.
Laß' Gott und unsern Helden bringen
Im deutschen Lied den ersten Dank:

Anna Schöffel.

Rechtskunde

Sammlungen für Kriegsfürsorgezwecke.

Gemäß einer Verordnung des Ministers des Innern vom 20. Jänner 1916 darf für Zwecke der Kriegsfürsorge eine öffentliche Sammlung, Produktion, Schauausstellung oder Unterhaltung, ein öffentlicher Vortrag oder Vertrieb (Verband) von Gegenständen nur nach eingeholter Bewilligung im Sinne dieser Verordnung angeündigt und veranstaltet werden. Diese Bewilligung befreit nicht von der Beobachtung der sonst für eine solche Veranstaltung geltenden Vorschriften.

Zur Erteilung dieser Bewilligung ist zuständig

1. für Produktionen, Schauausstellungen, Unterhaltungen und Vorträge die politische Bezirksbehörde, in deren Bezirke die Veranstaltung stattfindet, und in Orten, in denen eine eigene landesfürstliche Polizeibehörde besteht, diese,

2. für Sammlungen oder einen Vertrieb von Gegenständen, sofern sich eine solche Unternehmung auf den Amtsbereich einer politischen Landesbehörde beschränkt, diese, in allen anderen Fällen das Ministerium des Innern.

Aus dem Gesuche um Bewilligung für eine Unterhaltung der bezeichneten Art muß zu entnehmen sein

1. Name, Wohnort und Beschäftigung des Veranstalters und der leitenden Personen,

2. Art und Weise der Unternehmung,

3. Form der Ankiündigung, Zeitabschnitt und Gebiet, in dem die Unternehmung angeündigt werden und stattfinden soll,

4. Voranschlag über die zu erwartenden Einnahmen und Ausgaben, Betrag oder Anteil, welcher der Kriegsfürsorge zu Gute kommen, Stelle, an die er abgeführt und Art, auf welche er verwendet werden soll.

5. Zeitpunkt und Form der Abrechnung und Abführung des der Kriegsfürsorge zufallenden Geldbetrages, Art der Kontrolle,

6. sofern es sich um den Vertrieb von Gegenständen handelt, Art, Anzahl, Herstellungskosten und Verkaufspreis dieser Gegenstände.

In berücksichtigungswürdigen Fällen kann die Behörde ausnahmsweise von der Beibringung einzelner Daten absehen.

(Schluß folgt.)

Hafenschutz durch Beobachtungsminen.

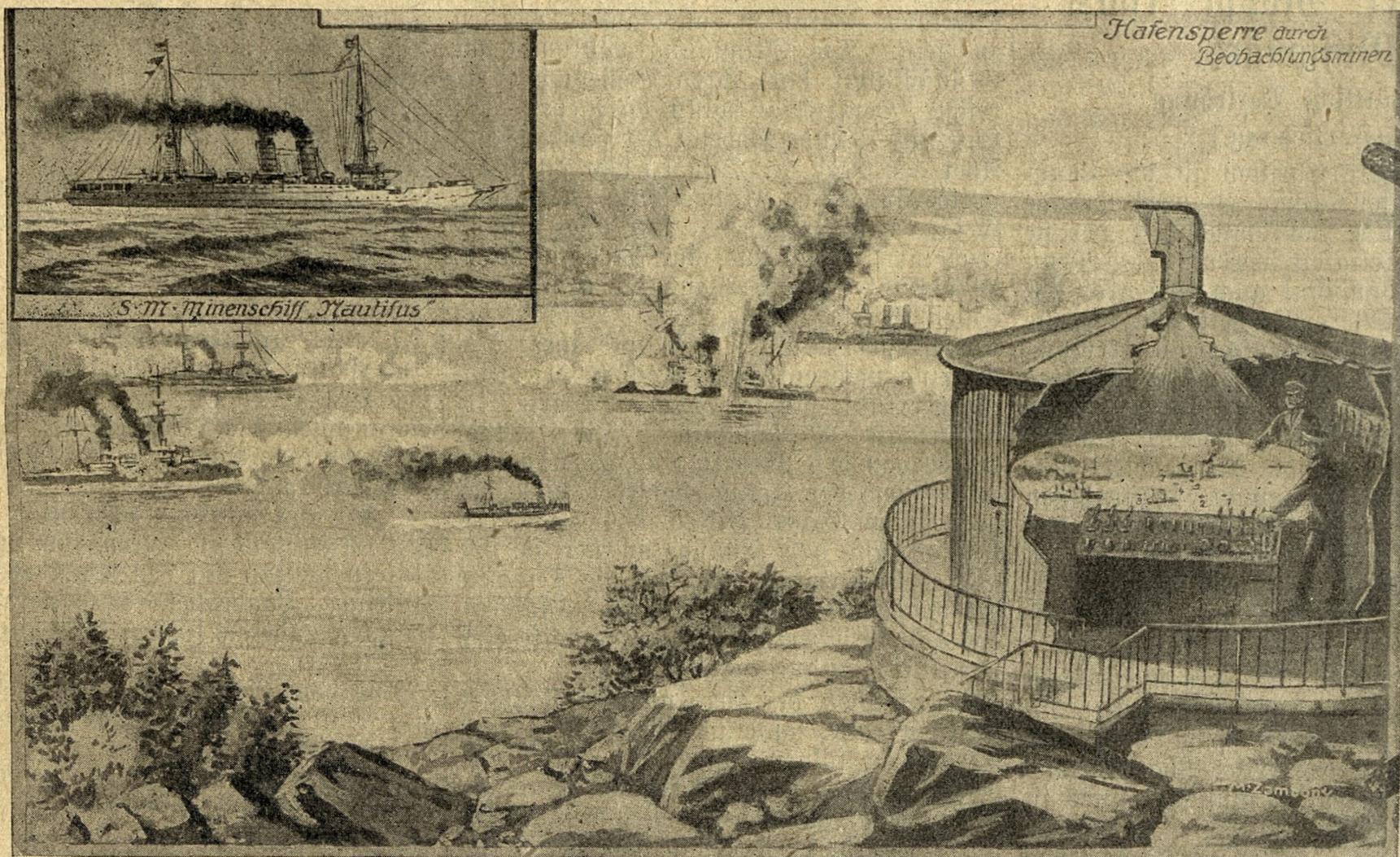
Im Meere vor dem Seehafen sind Minen versenkt, die von der Beobachtungshütte links aus, durch Druck auf einen elektrischen Knopf zur Explosion gebracht werden können. Eine optische Vorrichtung mit Glaslinse und Reflektor-Spiegel wirft das Bild der Meerlandschaft mit allem was sich darauf zeigt, getreu auf die Tafel in der dunkel gehaltenen Beobachtungshütte. Sobald nach diesem Bilde die Beobachter sehen, daß ein feindliches Schiff über einem Orte steht, wo eine der Minen versenkt ist, drücken sie auf den Knopf, der diese Mine angeht, und draußen auf dem Meere fliegt ein Feindeschiff in die Luft.

gehört zu d. Unglücklichen, denen auch die ernste Kriegszeit ihre religiösen Pflichten ins Gedächtnis nicht zurückgerufen hat. Er hat es längst verlernt, aus gläubigem Herzen zu beten. Das ist es, was die alte Mutter bedrückt. Der Sohn, ach er darf nicht in dem schrecklichen Kampfe draußen sterben, ohne vorher wieder zurückgekehrt zu sein zu Glauben und Hoffen. „Hilf ihm Mutter und führe ihn zurück zu seinem Gott!“ Lange hat die gequälte Frau so gekniet und gefleht. Neue Hoffnung und Zuversicht im Herzen geht sie von dannen.

* *

Rabenschwarze Nacht. Am Waldessäume vorüber auf schmalen, unebenem Pfade schleicht eine Patrouille geräuschlos dahin. Vorsichtig bahnt der Soldat sich den

Kugel getroffen. Aus seinem rechten Bein sickert das Blut. Wohl hat der Getroffene einige Stunden in bewußtlosem Zustande gelegen, als er erwacht. Vor ihm steht ein Waldkreuz und daran gewahrt er beim Mondenschein den Gefreuzigten — wie er seine Arme ausstreckt, als wolle er ihn hineinschließen. O, was muß er gelitten haben! Viel mehr als er, der nun mit durchschossenen Gliedmaßen vor dem Kreuze liegt. Ist es Zufall, daß er unter dem Kreuze Schutz fand? Gefreiter Schanz denkt darüber nach. Aber nicht lange sinnt er. Dann streckt er seine Hand empor und leise murmeln seine Lippen: „Herr, erbarme dich meiner! Herr, verzeihe mir!“ So betet wieder zum ersten Male seit vielen Jahren der Verirrte. Als die Morgendämmerung anhub, wurde Gefreiter



Hafenschutz durch Beobachtungsminen.

Wenn Mutter betet.

Eine kleine Waldkapelle. Hinter den hohen Baumriesen ist eben die Sonne hinabgesunken. Kein Laut stört die geheimnisvolle Stille. Doch da hallen menschliche Tritte über den schmalen Waldweg. — Es ist ein altes Mütterchen. Es scheint, der Abendgang wird der alten Matrone schwer und sie hat die Kräfte ihres hohen Alters überschätzt, als sie meinte, den langen Weg nach der Waldkapelle zurücklegen zu können. Einen Augenblick noch rastet sie, dann kniet sie vor dem Marienaltar nieder. All ihr Leid klagt sie der Gottesmutter, daß der einzige Sohn vor wenigen Monaten in den Kampf zog. Aber nicht wie die andern ist er geschieden, geläutert und mit Frieden im Herzen. Er

Beg durch das Gehölz und Gestrüpp. Auf einmal wird es hell. Der Wind jagt die schwarzen Wolken auseinander und sacht gleitet das Mondlicht über den Wald. Da fällt von der Seite rechts ein Schuß. Er muß vom Feinde entdeckt sein. Platt wirft sich der Krieger auf den Boden hin und horcht. Da knackt es im Gebüsch. Wie klopft doch sein Herz und stockt sein Atem. Wieder sausen einige Gewehrknägel an seinem Unterschlupf vorbei. Jetzt Stille. Geräuschlos wie eine Rake schleicht Gefreiter Schanz voran. Wohl hat er einige fünfzig Meter zurückgelegt; da wieder dieses Knacken in seiner Nähe. Eine Salbe segt über ihn, dann greift seine Hand an einen dünnen Baumstamm — die Sinne schwinden — er ist von einer

Schanz von seinen Kameraden aufgefunden. — „Ich habe wieder beten gelernt, Mütterchen,“ schreibt er das nächste Mal in seine Heimat, „das hat gewiß dein Gebet getan“.

Gottes Fügung.

Eine plötzlich erkrankte Sennerin auf weit entlegener Alm hatte das Glück, den Besuch eines Geistlichen zu erhalten, obwohl seit Menschengedenken kein Geistlicher mehr auf diese Alm gekommen war. Dieser hatte sich verirrt und — Hunger und Durst — oder sagen wir lieber: die Hand eines guten Engels — hatte ihn der Alm zugeführt und der Armen konnte an Leib und Seele geholfen werden.

Friedens Wartepfätzchen.

Das allerjüngste und das letzte Aufgebot
Bekümmern hier sich um des Lebens Not
Und sorgen, daß noch Odem ist im Haus,
Dieweil's die andern alle holt hinaus.

Die Männer haben sich dem Feind gestellt,
Die Frauensleut betreu'n das Ackerfeld,
Großväterchen erfüllt die Pflicht allein,
Der Zukunftshoffnung Sütemann zu sein.

So hat, indem er diese beiden paart,
Der Friede sich ein Pfätzchen noch gewahrt,
Wo er mit stillen Augen harret und wacht,
Bis Gottes Wink ihn neu zum König
macht.

Aug. Schiffmacher.

Der Brand in Bethlehem.

Eine amerikanische Zeitung schreibt:
Bethlehem, nicht das Bethlehem in Palästina,
wo der Heiland geboren wurde, sondern
das pennsylvanische Bethlehem, das
Zentrum der amerikanischen Mordindustrie,
wurde von einer großen Feuersbrunst
heimgesucht. Sie legte vier Maschinenwerkstätten
der Bethlehem Steel Company in Asche,
an deren Spitze Charles Schwaab, Englands
Hauptwaffenlieferant, steht. In den
eingescherten Werkstätten waren 2500
Arbeiter Tag und Nacht mit der Herstellung
von Geschützen für die Feinde Deutschlands
beschäftigt. Achte Hundert von diesen
Geschützen wurden vernichtet. Maschinen,
welche einen Wert von Millionen repräsentieren,
fielen der Zerstörung gleichfalls anheim.
Der gesamte Schaden, der angerichtet wurde,
konnte noch nicht abgeschätzt werden,
aber er beträgt sicherlich viele Millionen.
Die Bethlehem Steel Company hat den Tod
in tausendfacher Gestalt in die Reihen
unserer kämpfenden deutschen Brüder
getragen. Das Geld, das sie mit ihrem
Waffenschacher verdient, ist benetzt mit
den Tränen von Tausenden von deutschen
Witwen und Waisen, die sie der Ernährer
beraubt hat. Die achthundert für England
und Frankreich bestimmten Geschütze
sollten ebenfalls Tod und Verderben
speien gegen die heldenmütigen Verteidiger
des alten Vaterlandes. Müßten wir uns
nicht schämen, wenn wir eine Mördergrube
aus unserem Herzen machten und nicht den
Mut hätten, offen zu bekennen, daß wir uns
aus tiefster Seele freuen über die Zerstörung
dieser Mordmaschinen?

Die übliche Behauptung, daß die „Agenten
des Kaisers“ die Brandstifter seien, ist, so
viel wir wissen, noch nicht laut geworden.
Karl Schulz, Hermann Schmidt und Hans
Meier hatten offenbar mit der Sache nichts
zu tun. Auch der Bindestrich scheint nicht
als Anlegeholz bei dem Feuer gedient zu
haben. Nach den telegraphischen Berichten
entstand das Feuer dadurch, daß das Öl,
welches fortwährend fließt, um die beim
Geschützbo-

ren abfliegenden Metallsplitter aufzufangen,
durch elektrischen Kurzschluß in Brand
geriet. Diese Darstellung mag ja richtig
sein. Aber wir vermögen den Gedanken
nicht zurückzuweisen, daß Gott selbst
das Feuer angezündet hat mit der
Fackel seines Zornes, als ein Strafgericht
für die, welche den heiligen Namen
Bethlehem mit ihrer schmutzigen
Sabgier besudeln und als eine
Warnung für die Heuchler, welche
seinen Namen in frevel-

heil und gesund aus dem Kriege heimkehren
mögen, weil die achthundert Geschütze
in Bethlehem zerstört wurden, inbrünstig
ausrief: „Herr Gott, ich danke dir!“

Ein Charakter.

Der reiche Kommerzienrat K. hatte ein
großartiges Festessen veranstaltet. Leute
aller Konfessionen waren eingeladen. Das
brachten die Geschäftsinteressen nun ein-



Friedens Wartepfätzchen.

harter Weise mißbrauchen, indem sie in
sein Haus treten, um für einen baldigen
Friedensschluß zu beten, während sie selbst
die Beendigung des blutigen Gemetzels
unmöglich machen. Wer, der nicht allen
menschlichen Empfindens bar ist, hat den
Mut, einen Stein zu werfen auf die deutsche
Frau, die, als sie gestern abend den
Bericht über den Brand in unserer Zeitung
las, aus ihrem warmen deutschen Herzen
heraus und in dem Gedanken an die
kämpfenden Brüder, die vielleicht jetzt

mal mit sich. Sein Schwiegersohn, Herr
C., ein sehr ehrenwerter, entschiedener
Mann, ein eifriger Katholik, ist auch dabei.
Die Suppe wird aufgetragen, Herr C.
schaut auf seinen Schwiegervater hinüber,
doch dieser achtet nicht darauf, denn er
ist im lebhaften Gespräch mit seinem
Nachbar. Da erhebt sich C. ruhig und
schlägt mit dem Messer an sein Glas.
Man schaut verwundert auf. Indessen
tritt lautlose Stille ein. „Wir wollen jetzt
das Tischgebet sprechen, wenn es den

Damen und Herren gefällig ist" . . . ertönt die klangvolle Stimme des Schwiegersohnes. Alle erheben sich, eifrige und laue Katholiken, Protestanten, Juden, Freimaurer, Atheisten, manche etwas verblickt, aber jeder tut, so gut er kann, mit, als jetzt Herr C. ein kurzes Tischgebet spricht. Dann gibt man sich den Freunden der Tafel hin. Keiner hat eine spöttische Bemerkung gewagt . . .

„Es wurde mir doch etwas beklommen zu Mute, lieber Mann, als du heute bei der Tafel so laut zum Tischgebete auffordertest, wenn ich mich auch über deinen Glaubensmut gefreut habe,“ sagte Frau C. am Abend zu ihrem Gatten. „Seinen Glauben vor Gleichgesinnten bekennen, ist nicht von Belang, aber dies auch vor Ungläubigen zu tun, ist die Pflicht eines echten Katholiken,“ gab ihr der Mann zurück.

Kriegschronik.

11. Jänner. Wiederaufleben der erbitterten Kämpfe bei Toporouk-Karancze. Sechs Massenkämpfe unter schweren Verlusten des Feindes zurückgewiesen. Bei Tennenfeld, südwestlich Murt bricht ein russischer Angriff zusammen, nördlich Rosciuchnowka in Wolhynien russische Vortruppen zurückgeworfen. — Erstürmung der Höhen westlich und nordwestlich von Budua, des 1560 Meter hohen Babjak, südwestlich Cetinje, Besetzung von Njegusi und der Grenzhöhen östlich Grahovo. Südlich Berane werden die Höhen genommen; bei Dugain, westlich Spek, serbische Truppenreste vertrieben. — Lebhaftes Artillerietätigkeit bei Riva, Flitich, Tolmein und Görz. Erfolgreiche Belegung der Munitions- und Schwefelfabrik des Bahnhofes und der Abwehrbatterie von Rimini durch unsere Seeflugzeuge mit Bomben. — Nordöstlich Le Mesnil ein Angriff abgeschlagen. In Lille fliegt ein Munitionslager in die Luft, wodurch viele Zivilpersonen getötet werden. Beschießung des Bahnhofes von Soisson. — Besetzung von Korfu durch französische Truppen.

12. Jänner. Bei Nowosjolki zwischen der Dschanka und Beresina ein Graben erstürmt. In Ostgalizien und Bessarabien Geschützkampf. — Die Montenegriner aus Budua vertrieben, der Maini Brh erstürmt. Unsere Truppen dringen ins Talbecken von Grahovo vor und werfen den Feind von den Höhen südlich Abotovac. An der Südwestfront stellenweise Geschützkämpfe. — Ein Vorstoß der Engländer nordöstlich Armentiere abgeschlagen. Vier Flugzeuge abgeschossen. — Die Russen greifen im Kaukasus wieder an und werden abgewiesen.

13. Jänner. Neue russische Angriffe bei Toporouk und östlich Karancze. Bei Karpulowka eine russische Feldwache versprengt. — Cetinje genommen. (154

Geschütze, 10.000 Gewehre, 10 Maschinengewehre.) König und Regierung bitten um Frieden. Unsere Truppen überschreiten in der Verfolgung die Linie Budua-Cetinje-Grab-Grahovo. (Bei Grahovo drei Geschütze, ein Maschinengewehr.) — Feindliche Bombenwürfe auf Pirano. — Im Kaukasus werden die russischen Angriffe zwischen Arasfluß und Karadagh, östlich und nordöstlich Azab, zwischen der Marmannhöhe u. Sichan bei Karadagh, abgewiesen.

14. Jänner. Erbittertes Ringen bei Toporouk und östlich Karancze. Alle Angriffe blutigst abgewiesen. (242 Gefangene.) Am Korminbach bei Czernysz ein starker russischer Vorstoß abgewiesen. — In der Verfolgung Spizza erreicht, südlich Berane die Höhe Gradina erstürmt. (3 Geschütze, 300 Gefangene.) — Unsere Truppen erstürmen den Kirchenrücken bei Dslawija (933 Gefangene, 3 Maschinen-



Ausfäzige in Japan.

gewehre) und einen Graben am Tolmeiner Brückenkopf. Die feindliche Artillerie beschießt die Räume von Malborghet und Raibl. Erfolglose Bombenwürfe auf Laibach. — Nordöstlich Albert wird ein Flugzeug abgeschossen. — Im Kaukasus ergreifen die Türken die Gegenoffensive. Heftige Angriffe der Russen südlich des Arasflusses bei Marmannpaß und Karadaghberg werden zum Stehen gebracht.

15. Jänner. Erfolgreicher Überfall auf eine russische Vorstellung südlich Karpulowka. — Nördlich Grahovo und bei Berane Verfolgungskämpfe (750 Gefangene). — Lebhaftes Artilleriekämpfe an der Sionzofront, bei Schluderbach und Lafraun-Vielgereuth. — Beschießung von Lille. — Große Verluste der Russen im Kaukasus zwischen Sdotal und Arasfluß. Zurücknahme der dortigen türkischen

Front. — Ausfahrt des ersten Balkanzuges von Berlin.

16. Jänner. Östlich Karancze wird der Feind unter heftigen Kämpfen vertrieben. — Die montenegrinische Regierung nimmt die Forderung bedingungsloser Waffenstreckung an. — Der Kirchenrücken von Dslawija wird wieder geräumt. — Beschießung von Lens. — Im Kaukasus zwischen den Flüssen Aras und Sd Abwehr des russischen Ansturmes. An der Front wird bei Scheik Said ein Monitor zerstört.

17. Jänner. Die Neujahrsschlacht (24. Dezember bis 25. Jänner) kann als abgeschlossen gelten. Der Verlust der Russen beträgt 6000 Gefangene und 70.000 Tote und Verwundete. — Beginn der Verhandlungen wegen der Waffenstreckung in Montenegro. — Ein Angriff bei Tolmein und auf den Monte Michele wird abgewiesen, sonst an der Südwestfront Geschützkampf. Bahnhof, Elektrizitätswerk und Kaserne von Ancona mit Bomben belegt. — Im Westen lebhaftes Artilleriekämpfe, drei Flugzeuge abgeschossen. — Die Angriffe der Russen an der Kaukasusfront werden nach achttägigen Kämpfen durch Eintreffen türkischer Verstärkungen zum Stehen gebracht.

18. Jänner. Begegnung Kaiser Wilhelms mit König Ferdinand von Bulgarien in Nisch. — Bei Luzern und nördlich Tolmein Angriffe abgewiesen. — An der Nier erfolgreicher Vorstoß in einen feindlichen Graben. (1 Maschinengewehr.) Mez wird von feindlichen Fliegern mit Bomben beworfen. Südwestlich Thiaucourt wird ein Flugzeug abgeschossen. — An den Dardanellen ein feindliches Panzerschiff in Brand geschossen. An der Kaukasusfront wird der Angriff eines Kavallerieregimentes abgewiesen.

20. Jänner. Zwischen Pinsk und Czartorysk werden Vorstöße abgewiesen. — Trommelfeuer gegen den Col di Lana u. San Pauses, nördlich Beutelstein.

21. Jänner. Nördlich Bojan erfolgreiche Grabensprengung auf der Höhe Dolzok. — Wiederaufnahme des Vormarsches ins Innere Montenegros. — Beschießung von Riva, lebhaftes Artilleriekämpfe an der Dolomitenfront. — Zerstörung eines feindlichen Grabens südöstlich Ipern; feindliche Beschießung der Stellungen zwischen Mosel und Bogesen. — Erfolgreicher, sechsständiger Kampf der Türken bei Monlahie, östlich Rut el Amara mit dem Entsakkorps der Engländer unter General Ahlmer. (3000 tote Engländer.) — Bomben auf Tenedos.

22. Jänner. Neue Angriffe gegen die bessarabische Front und gegen die Brückenschanze nordwestlich Usziecko werden abgewiesen. — Fortgang der Waffenstreckung in Montenegro; Gefangennahme von 1500 Serben; Antivari und Dulcigno besetzt. — Am Kombonhang bei

Flitsch wird ein Angriff abgewiesen. — Bei Neuville, nördlich Arras, wird die vorderste feindliche Stellung erobert (71 Gefangene). In den Argonnen nach Kampf ein Grabenstück besetzt. Bomben auf militärische Anlagen bei Belfort. — Im Kaukasus am rechten Flügel Kavalleriekämpfe, im Zentrum Artilleriekampf.

23. Jänner. Südlich Dubno wird ein Angriff abgewiesen. Bei Bojan wird nachts der Feind aus einer Verschanzung vertrieben. — Niksic, Danilovgrad, Podgorica und Skutari besetzt. — Angriffe am Kombohang und bei Lafranca werden abgeschlagen. — Bomben auf die Luftschiffhallen von Sougham, westlich Dover. — Feindliche Bombenwürfe auf Mex, ein Flugzeug abgeschossen. — König Nikita von Montenegro ist mit Familie nach Italien und von da nach Lyon in Frankreich gegangen. In Montenegro ist noch Prinz Mirko mit drei Ministern.

Verschiedenes.

England will in seinen Besitzungen nur Bischöfe englischer Nationalität dulden. — Die deutschen Katholiken haben seit Beginn des Krieges 7 Millionen Mark Peterspfennig aufgebracht, mehr als alle anderen Länder zusammen, zwanzigmal mehr als Frankreich. — Das neue Wehrgesetz in England ist auch in dritter Lesung mit großer Mehrheit angenommen worden, hat aber keine besondere Bedeutung. — In Budapest wurde eine wissenschaftliche katholische Gesellschaft unter dem Namen „St. Stephans-Akademie“ gegründet. — In Aussig ist die Zuckerraffinerie der Landwirtsch. Kreditbank (Prag) niedergebrannt; 50.000 Meterzentner Zucker gingen zu Grunde. — In Norwegen gab es große Feuersbrünste in den Städten Bergen und Molde. — Die englischen sogenannten Altkatholiken haben sich dem Papste unterworfen. — Der Prager Kardinal, Erzbischof von Skrbensky ist zum Fürst-erzbischof von Olmütz gewählt worden. — Die deutschböhmisches deutschen Parteien haben einen besonderen Verband ihrer hervorragenden Politiker zur Wahrung deutscher Interessen eingerichtet. — Die Tiroler Kaiserjäger haben ihr 100-jähriges Bestandsfest gefeiert. — In Holland hat eine außergewöhnlich hohe Sturmflut fürchterlichen Schaden angerichtet. — Dem Prälaten Selmer im Stifte Tepl wurde das Doktor-Diplom der Prager deutschen theolog. Fakultät überreicht. — Baron Beyens; früher Gesandter in Berlin, ist belgischer Minister des Außern geworden. — Aus Dalmatien ist in Wien eine aus mehr als 50 Mitgliedern bestehende Abordnung eingetroffen, die dem Kaiser ihre Huldigung darbringen will. Ihr gehören u. a. an der Statthalter, der Landeshauptmann, der Erzbischof von Zara, die Bischöfe und Ab-

geordneten Dalmatiens, der Bürgermeister von Zara, sowie Vertreter aller Gemeinden Dalmatiens. In einer dem Kaiser überreichten Huldigungsadresse soll betont werden, daß die Söhne Dalmatiens auf allen Schlachtfeldern ihre Treue und Anhänglichkeit zu Kaiser und Reich freudig und ruhmvoll bekundeten und bis zum siegreichen Ende des Krieges ausharren werden. Die Adresse wird auch zum Ausdruck bringen, daß die Bevölkerung Dalmatiens alle Absichten Italiens auf die Ostküste der Adria mit Entzückung ablehnt und restlos nur in der Zugehörigkeit Dalmatiens zur habsburgischen Monarchie die sicherste Gewähr für die nationale, kulturelle und wirtschaftliche Entwicklung Dalmatiens und seiner Bevölkerung erblickt. — Der Deutsche Kaiser feierte am 27. Jänner seinen Geburtstag. Auch bei uns in



Bauernfrau in Ägypten.

Österreich wurde des Tages mit jener Aufmerksamkeit gedacht, deren Kaiser Wilhelm II. in so hohem Maße würdig ist.

Ihr Geheimnis.

Eine Frau bemerkte einst, daß zwei Freunde ihres Gatten in einen unordentlichen Lebenswandel gerieten. Es tat ihr das sehr leid, schon um des Mannes willen, von dem sie fürchtete, er möchte dadurch auch wieder zu der schlimmen Lebensweise geführt werden, aus der Gott ihn vor Jahren mit großer Mühe herausgezogen hatte. Sie redete daher mit ihrem Mann darüber, und er nach seiner rauhen und raschen Weise sagte: „Wenn's so steht, breche ich noch heute allen Umgang mit L. und Sch. ab!“

„Nicht doch,“ erwiderte seine Frau, „das würde unflug sein, und die Männer nicht bessern! Überlaß mir die Sa-

che; gibst du mir einen Monat Zeit, so hoffe ich es dahin zu bringen, daß es anders kommt.“

„Du Marie?“ sagte der Mann erstaunt. „Du willst die Männer einen anderen Weg lehren? Willst du ihnen etwa ins Wirtshaus folgen, wie die Nachbarin es zuweilen macht, um ihren Mann heim zu bringen?“

„Das nicht, aber ich weiß ein anderes Geheimnis, laß mir nur noch einen Monat Zeit.“

Der Mann gab sich zufrieden und wartete in aller Stille darauf, was wohl seine Frau anfangen werde. Aber er konnte nicht das Mindeste entdecken. Dessenungeachtet bemerkte er, daß die zwei Männer je länger desto häuslicher wurden. Inzwischen war der Monat zu Ende gegangen und jetzt konnte er es sich nicht mehr versagen, seine Frau zu bitten, ihm doch das geheime Zaubermittel zu entdecken, das sie bei den beiden Freunden in Anwendung gebracht habe.

„Ein Zaubermittel,“ sagte sie, „habe ich nicht angewendet. Statt an die Männer, habe ich mich an die Frauen gewendet, hatte aber Mühe, mich mit ihnen verständlich zu machen. Sie wünschten allerdings beide, daß ihre Männer mehr zu Hause bleiben möchten und weinten darüber, daß sie oft mit einem Kausch nach Hause kämen. Es war ihnen ganz neu, daß ich ihnen sagte, sie selbst seien schuld daran, daß es ihre Männer so machten.“

„Aber, was sollen wir denn tun?“ fragten sie.

„Vor allem, sagte ich, sollten sie es so einzurichten suchen, daß es ihre Männer behaglicher im Hause fänden. Das würde geschehen, wenn sie ihnen freundlicher entgegenkämen, wenn sie dafür sorgten, daß sie eine wohlauferäumte und geheizte Stube träfen, daß das Essen zur rechten Zeit fertig und wohl-schmeckend gekocht wäre, daß die Kinder reinlich und ordentlich angezogen dem Vater entgegeneilten. Sodann sollten

sie den Männern den Mund zu öffnen suchen, daß sie gern von dem erzählten, was ihnen den Tag über widerfahren sei usw. Allmählich verstanden mich die Frauen und gaben sich Mühe, mir zu gehorchen, und wirklich ging es von Tag zu Tag besser. Das ist alles, was ich getan habe, und ich denke, du wirst damit zufrieden sein.“

Der Mann erinnerte sich jetzt, daß seine Frau es ebenso mit ihm gemacht habe und welche glückliche Veränderung dadurch in seinem Hause zustande gekommen sei und sagte: „Wie gut wäre es doch, wenn auch noch andere dein Geheimnis wüßten und versuchten, ob nicht auch ihre Männer umgewandelt werden könnten.“

Gedankensplitter.

Zwei Dinge lern geduldig tragen:
Dein eigen Leid, der andern Klagen.

Missionen.

Schwere Schläge für die katholischen Missionen.

Der Weltkrieg hat den katholischen Missionen schon viele schwere Schläge gebracht. Zunächst ist es die materielle Notlage, da die Zuschüsse aus Europa größtenteils ausbleiben. Die Missionäre erhalten namentlich fast keine Meßstipendien und bedeutend geringere Gaben vom Verein der Kindheit Jesu und der Glaubensverbreitung. Zudem ist der Verkehr durch Englands Willkür fast ganz abgeschnitten, so daß die Missionen fast ganz auf ihre eigenen Kräfte angewiesen sind. Doch die Missionäre und neuen christlichen Gemeinden haben sich auch in diese schwere Notlage gefunden und die eingeborenen Christen bringen durch einen rührenden Opfergeist einen Teil des Fehlbetrages wieder ein. So war der Krieg auch für die katholischen Missionen ein Lehrmeister und Erzieher zur Selbstständigkeit. Trotzdem mußten viele Missionsstationen preisgegeben werden aus Mangel an den allernötigsten Mitteln. Andererseits werden trotz des Krieges aus nicht wenigen Missionsgebieten Neugründungen gemeldet. In manchen Missionen zeigt sich gerade während des Krieges ein ganz außerordentlicher Andrang zum Christentum.

Ein zweiter, noch schwererer Schlag ist aber der Mangel an Arbeitskräften, da in den französischen und italienischen Missionsgebieten viele Missionäre als Soldaten für den Krieg eingezogen wurden. Von den Missionen des Lyoner Seminars wurden allein in Westafrika im ersten Kriegsjahre 44 Missionäre eingezogen, in Uganda deren 30, in Französisch-Guinea mindestens 12. Die zurückgebliebenen Missionäre verdoppeln und verdreifachen ihre Tätigkeit, doch viele brechen bald unter der Last zusammen. Hierzu kommt, daß die deutschen Missionäre aus vielen englischen und französischen Missionsgebieten ausgewiesen wurden, oder in Gefangenschaft sich befinden. So erfüllt sich das Wort des Heilandes wieder an den katholischen Missionen: „Die Ernte ist groß, aber der Arbeiter sind wenige“.

Nun hat England, wo teuflischer Haß die Triebfeder zu stets neuen Ruchlosigkeiten bildet, einen neuen schweren Schlag gegen die Missionen ausgeführt, freilich vielleicht zu seinem eigenen Schaden. Wie nämlich die „Köln. Volksztg.“ aus Rom vom 17. Jänner meldet, ließ die englische Regierung dem Vatikan mitteilen, daß sie auf ihren englischen Besitzungen nur noch die Ernennung von Bischöfen englischer Nationalität gestattet. Wahrscheinlich wird man bald auch die weitere Verfügung treffen, daß auch nur Missionäre aus mit England verbündeten Staaten in die unter englischer Herrschaft stehenden Missionen wird zulassen, wodurch

gerade die rührigen deutschen Missionäre ausgeschlossen werden.

Diese Verfügung widerspricht freilich schnurstracks dem Befehle Christi an seine Apostel und Nachfolger, zu allen Völkern zu gehen und ihnen das Evangelium zu verkünden. Und der Papst wird darum diese gehässige englische Verfügung wohl nie anerkennen. Aber trotzdem wird sie schweren Schaden in den Missionen anrichten und die Vorausagung von der „Verwüstung der Religion“ unter dem jetzigen Papste gerade auf die katholischen Missionen Anwendung finden lassen.

Doch Gottes Vorsehung wird auch diese schweren Schläge zum Guten zu lenken wissen und den katholischen Missionsländern umsomehr Priester und Lehrer aus dem eigenen Volke erstehen lassen. Die Heranbildung eines einheimischen Klerus wird daher die Haupt Sorge der katholischen Missionen fortan sein müssen.

Möge diese recht gut und reichlich gelingen, dann wird nach dem Weltkriege so manches Missionsland zu einer selbständigen Kirchengemeinschaft innerhalb der großen katholischen Weltkirche erblühen.

Erziehungsweisen.

Die Hezjagd der Vergnügen.

Der unselige Krieg hat mit seinen Folgeerscheinungen in Europa der oft unheimlichen Vergnügungssucht etwas Einhalt geboten. Vor dem Kriege konnte man die Beobachtung machen, daß das Leben vieler Menschen in eine Hezjagd ausartete. Man stürzte sich in den Strudel der Vergnügungen, jagte von einem Genuß in den anderen und reiste in saufendem Tempo in kurzer Zeit um die halbe Welt. Junge Leute machen oft den Eindruck abgeheteter, ermüdeten Menschen, sie gönnen sich keine Ruhe, keine Zeit, sie wissen nicht, was es heißt, eine kurze Weile sich selbst anzugehören. Man wollte eben genießen und nur genießen die sogenannten Freuden des Lebens. Wenn der Krieg zu Ende sein wird und der Friede wieder eingekehrt ist, dann steht leider zu befürchten, daß das junge Volk wieder in den früheren Freudentaumel hineingeführt wird, wie es vor dem Kriege geschah.

Und doch braucht jeder Mensch dann und wann eine stille Stunde, in der er seine Kräfte ausspannt, wo er nach der Unrast des Verkehrs sich selbst angehört. Eine solche Stunde ist wie ein Bad, das die Seele erfrischt und sie stärkt für die kommende Arbeitslast. Gewiß macht die Arbeit das Leben erst recht lebenswert, aber bei fortwährend angestrenzter Tätigkeit wird Leib und Seele zermürbt. Da bleibt manches Herzenwinkeln un gepflegt, es legt sich wie ein grauer Schleier auf die Seelenschwingen, daß sie sich nicht frei entfalten können. Doch in den stillen Stunden lernt man sich selbst erkennen, lernt einsehen, was Böses und Fremdes sich eingeschlichen hat. Wer sich scheut, mit sich selbst allein zu sein, der meidet die Stunden der Selbst-

erkenntnis. Er flieht sie und nimmt mit der fadeften Gesellschaft fürlieb, um nicht allein zu sein. Damit stellen sie ihrem inneren Menschen ein Armutzeugnis aus, denn jeder, der ein reiches Innenleben in sich trägt, wird ein Freund der stillen Stunden sein. In ihnen reift alles Erlebte, in ihnen vertieft sich jeder Eindruck.

Die stillen Stunden bereichern uns, wenn wir die eigenen Schätze vor ihnen erschließen. Was wir auch immer sind, welche Eigenschaften, welche Kräfte wir auch der Welt offenbaren: das nackte Ich tritt doch erst zutage in seinem Reichtum oder in seiner Armseligkeit in den stillen Stunden. Darum braucht jeder strebende Mensch die Stunden der Selbstbesinnung, um sein Bestes nicht einzubüßen. Sie werden ihm zur Kraftquelle, zum Segensbrunnen für kommende Zeiten.

Gesundheitspflege.

Nasenbluten.

Die vom Nasenbluten befallene Person atme bei festgeschlossener Munde durch die Nase tief ein, schließe sodann mittels der Finger die Nase fest und atme durch den nunmehr geöffneten Mund aus. Die atmosphärische, durch die Nase eingeatmete Luft bringt bekanntlich das Blut in der Nase zum Gerinnen. Die auf 28 Grad Reaumur geheizte Lungenluft würde die Gerinnung wieder beseitigen, wenn sie nicht durch den Mund beseitigt würde. Man probiere dieses Mittel.

Das Schnarchen

ist sehr lästig, besonders dann, wenn mehrere Personen in einem Raum ihre Schlafstätte haben. Ein wirksames Mittel gegen dieses Übel soll darin bestehen, daß dem Schnarcher ein in kaltes Wasser getauchter Schwamm auf den Mund gelegt wird. Es wird sofort Ruhe herrschen und solche auch die ganze Nacht anhalten.

Bei Blutvergiftung.

Es kommt oft vor, daß man sich mit dem Stich einer Feder mit Tinte irgendeine Verletzung an einer offenen Stelle des Fingers zuzieht, oder auch kann durch abspringenden Phosphor eines Bündelhölzchens, der sich unter den Nagel logiert, eine Blutvergiftung entstehen. Das Glied schwillt sogleich an und schmerzt auch. Nichts ist dabei besser und von mehr Erfolg begleitet, als wenn man den verletzten Teil in saure Milch oder in Buttermilch eintaucht, welche davon ganz warm wird, daher etwa dreimal erneuert werden muß. Sogleich fühlt man eine Erleichterung, und in ein bis zwei Stunden, je nach der Größe des Gliedes, ist alle Gefahr beseitigt.

Für Haus und Küche.

Kaiserschmarren. In einen halben Liter kochende Milch gibt man etwas Salz und zwei Löffel Butter oder Pflanzenfett, fügt weiter zwei ganze Eier, ein Eigelb, etwas

Gemeinnütziges.

Zucker und sechs Eßlöffel voll Weizenmehl bei, verquirlt alles gut, und gießt den Teig in eine Pfanne mit kochendem Fett. Während des Backens zerstückt man ihn ständig mit einer Gabel, damit sich kleine Brocken bilden, häßt diese gut durch und trägt ihn mit Zucker bestreut nebst geschmortem Obst auf.

Gebratene, gespickte Rindszunge. Die weichgekochte, abgezogene und ausgekühlte Zunge wird mit nudelig geschnittenem Speck und Sardellen gespickt, in eine mit Butter ausgeschmierte Bratpfanne gelegt und während des Bratens mit Butter und saurem Rahm nach Bedarf begossen.

Brotspeise mit Äpfeln. Zwei Tassen voll geriebenes Brot vermischt man mit vier Löffeln Zucker, zwei Tassen voll in Scheibchen geschnittener saurer Apfel mit Zucker, Zimt, Korinthen und zwei Löffeln voll Rum. Nun gibt man in eine gut ausgestrichene glatte Backform zwei Finger hoch Brot, dann Apfel und so fort, bis Brot den Abschluß macht. Dann streut man geriebene Mandeln mit Zucker vermischt darüber und läßt die Speise im Ofen backen.

Für den Landwirt.

Der Komposthaufen.

Auch das Schlechteste kann nutzbringend verwandt werden, wenn oft eine kleine Mühe nicht gespart wird und mit einigem Verständnis vorgegangen wird. So ist es mit dem Komposthaufen; er wird geradezu zu einer Sparbüchse für den Landwirt. Es gibt in jedem Betrieb Abfälle: Mische, Rehricht, Straßensot, Sand, Straßenaushub, Leichschlamm, Bauschutt, abgehobene Rasenerde, ferner tierische Abfälle, wie Blut, Eingeweide, Haare, Federn, Horn, pflanzliche Abfälle, wie Blätter, Baumlaub, Wurzeln, Abfälle aus dem Garten usw. Alle diese Stoffe sind für den Komposthaufen vortrefflich geeignet. Diese Stoffe bringt man an irgend einen Platz im Hof auf einem Haufen zusammen. Diesen Haufen tritt man aber nicht fest, sondern sticht ihn von Zeit zu Zeit um und mischt ihn, damit die einzelnen Bestandteile des Haufens besser zersezt werden, mit Abfall. Es empfiehlt sich, von Zeit zu Zeit Abtrittsdünger oder Sauche daraufzubringen. Über einen Meter soll der Haufen nicht hoch werden.

Zur Schweinezucht.

Um junge Schweine gegen den Durchfall zu hüten, wasche man sie täglich einigemal mit frischem Wasser am Kopfe, am Rücken und besonders am Bauche und gebe ihnen frisches Wasser zu laufen. Dieses einfache Mittel erwärmt und stärkt die Gedärme, so daß der Durchfall bald aufhören wird. Auch im Sommer müssen die Schweine fleißig mit frischem Wasser getränkt und geschwemmt werden.

Den Ertrag der Bohnen zu vermehren.

Wenn man stets Sorge trägt, die grünen Bohnen zeitig abzupflücken u. keine davon zu reif werden zu lassen, so kann man einen doppelten, ja dreifachen Ertrag von seinen Bohnenbeeten ernten, weil dann die Pflanzen fortwährend neue Blüten treiben und junge Schoten ansetzen wird. Das Begießen derselben bei sehr heißem, trockenem Wetter vermehrt den Ertrag bedeutend, nur darf man dabei die Blätter nicht nass machen. Stangenbohnen tragen reichlicher, wenn man ihnen, sobald sie die Spitze des Pfahles erreicht haben, die Köpfe abzwickt.

Wie sind gefrorene Zwiebeln zu behandeln? Zwiebeln, wenn sie auch gefroren sind, leiden nicht, wenn man sie ruhig liegen und langsam austauen läßt; sobald man sie aber berührt oder gar ins Warme bringt, faulen sie zusammen.

Durchsehen des Lagerobstes. Man vergesse im Keller nicht die Ausmusterung des fauligen oder erst angestockten Lagerobstes. Wo sich Schimmel angesetzt, kann man ihn mit trockenem Tuch entfernen. Werden Äpfel welk und runzelig, so legt man sie 24 Stunden ins Wasser und bewahrt sie nachher trocken auf.

Zeitgeschichtchen.

— **Glänzende Pflichterfüllung.** Am 14. Juni 1915 wurde der Befehl erteilt, daß das zweite und dritte Bataillon eines deutschen Infanterieregimentes die ihnen gegenüberliegenden Stellungen angreifen sollten. Um dieses zu ermöglichen, mußte der teilweise zwei Meter tiefe Fluß überschritten werden. Ein Durchwaten desselben war an den Stellen, an denen die 6. Kompagnie über den Fluß mußte, nicht möglich und ein Übergang war nicht vorhanden. Der Bizefeldwebel der Landwehr Schmoldt aus Malchow (Mecklenburg-Schwerin), der sich im Alter von 46 Jahren beim Ausbruch des Krieges freiwillig gemeldet hat, übernahm mit sechs Pionieren die Aufgabe, einen Steg über den Fluß zu bauen. Geschickt kroch er mit seinen Leuten an den Fluß heran. Als die Tapferen sich aufrichteten, um die Arbeit zu beginnen, prasselte ihnen ein rasendes Gewehrfeuer entgegen, so daß sie schnell wieder Deckung suchen mußten. Nach einigen Minuten setzte auch noch feindliches Granat- und Schrapnellfeuer ein. Die Pioniere gingen in diesem Geschöthagel zurück. Schmoldt aber wollte sein Vorhaben nicht aufgeben. Sein Beispiel wirkte auf den die Pioniere führenden Unteroffizier. Beide warteten die Dunkelheit ab und bauten dann ohne jede Hilfe den Steg. In der Nacht wurden zwei Züge der 6. Kompagnie über die Brücke geführt und auf dem anderen Ufer zum Sturm auf die Stellungen angesetzt. Bei dem Sturm erreichte Schmoldt mit seinen Leuten als der Erste die feindlichen

Schützengräben und nahm die dort noch verbliebenen Gegner gefangen. Schmoldt wurde für seine tapfere Tat mit dem Eisernen Kreuz 2. Klasse ausgezeichnet.

— Ein verwegener Banditenüberfall.

In Warschau wurde am Neujahrstage ein Banditenüberfall verübt: Gegen 8 Uhr abends drangen in die Wohnung des Eigentümers des Bankhauses S. Skowronek sechs bewaffnete Banditen und forderten die Herausgabe des Geldes. Als die Bewohner um Hilfe riefen, gaben die Banditen mehrere Schüsse ab, wobei Abraham Skowronek von je einer Kugel in den Hals und den Fuß und dessen Bruder Schlome Skowronek in den Fuß, in die Hand und in die Brust getroffen wurde. Die Banditen ergriffen hierauf eine eiserne Kassette mit über 20.000 Rubeln und flohen. Auf den Schall der Schüsse hin entstand vor dem Hause eine Panik und es erschienen Milizpolizisten, die die fliehenden Banditen durch mehrere Gassen verfolgten. Dieselben schossen fortgesetzt gegen ihre Verfolger. Ein Milizpolizist und die vorübergehende 18jährige M. Haubstbaum wurden durch die Schüsse getötet und außerdem noch mehrere Personen schwer und 15, darunter mehrere Polizisten, leichter verletzt. Die Banditen flohen durch die Dzielnna-, Wiezienna- und Pawiagasse, wo sie verschwanden. Bisher konnten dieselben nicht ausgeforscht werden.

— Auszeichnung auf dem Sterbebette.

In Aremis überbrachte J.M.L. Hanninger am 23. Dezember einem sterbenden Offizier, dem Fähnrich Artur Klein, die Nachricht, daß er für hervorragende Heldentaten mit der Goldenen Tapferkeitsmedaille ausgezeichnet worden sei. Ein Schimmer der Freude breitete sich über das Antlitz des sterbenden Helden, an dessen Bett gramgebeugt und weinend die alten Eltern standen. Am Morgen überbrachte ein Kurier des Armeekorps der Südwestfront die Goldene Tapferkeitsmedaille. Noch einen Blick aus brechendem Auge auf die ihm verliehene Auszeichnung und der Sterbende nahm herzergreifenden Abschied von seinen gebrochenen Eltern, vom Arzte und den Schwestern, die ihn gepflegt haben. Er schlang noch einmal in heißer Kindesliebe die Arme um den Hals der Mutter und verfiel in Agonie.

— **Unverhofftes Wiedersehen.** In einem Gasthause in Mariahilf spielten am Neujahrstage zwei Männer Karten. Nach Beendigung des sogenannten Bieterspielles kamen die Zwei in verschiedene Gespräche. Schließlich stellte sich die Sache so heraus, daß Vater und Sohn, ohne sich zu kennen, mitsammen Karten gespielt hatten. Der Vater hat seinen a. e. Sohn, der damals zwei Jahre alt war, seit jener Zeit nicht mehr gesehen. Dies unverhoffte Wiedersehen am Neujahrstage war nun selbstverständlich ein Anlaß, diesen Tag um so mehr zu feiern.

— **Eine hochherzige Tat.** Das Dichterwort: „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut“ hat die Königin-Witwe von Rumänien zur Tat werden lassen. Laut „Indépendance Roumaine“ verzichtet die Königin Elisabeth für die ganze Dauer ihres Lebens auf die Einkünfte aus der Zivilliste. Sie beschloß, die ihr aus dieser Quelle zustehende Summe von jährlich 300.000 Lei für öffentliche Zwecke zu verwenden. Ihren Entschluß verfügte sie mit rückwirkender Kraft auf das Jahr 1915. Der Betrag für das vergangene Jahr soll für die Kanalisierung des Ortes Curteadarghes zur Verfügung gestellt werden. Die Summe aus dem Jahre 1916 ist für die Errichtung eines Offizier-Erholungsheimes in demselben Orte bestimmt.

— **Von der Flucht König Peters.** Die Flucht des serbischen Königs über die albanischen Berge schildert ein französisches Blatt. Ein Ausschnitt daraus bringt folgendes Momentbild: „Die kleine Kolonne blieb ermüdet stehen, und langsam schritt ein Mann an der Reihe der Leute entlang. Er ging mühsam, blieb von Zeit zu Zeit stehen und murmelte Worte, die niemand verstand. Jeder der Begleitmannschaften richtete sich bei seinem Vorüberkommen auf, um dann gleich wieder in die gebückte Haltung zurückzusinken. Schließlich kam der alte Mann ganz nach vorn: es war Peter, der König von Serbien. Er trug seine serbische Generalsuniform, eine mit verbläuten goldenen Schnüren geschmückte Mütze, einen breiten, braungrauen Kragenmantel. Über seine Stiefel hatte er grobe Bauernstrümpfe aus schwarz- und rotgewürfelter Wolle gezogen, um auf dem kalten, schlüpfrigen Boden nicht auszugleiten. Er stützte sich schwer auf einen kurzen Stock. Hinter ihm schritten sein Adjutant und ein Diener. Er sprach mit mir, dem einzigen Pressevertreter, der in dieser rauhen, verlassenen Gegend anwesend war: „Man sagte uns, wartet noch 8 Tage. Und wir kämpften weiter und warteten auf die versprochene Hilfe. Dann sagte man uns: harret noch vierzehn Tage aus; dann: noch drei Wochen. Und das Ende war, daß niemand erschien, daß keinerlei Hilfe kam. Schließlich konnten wir nicht mehr. Und doch sind meine Soldaten besser, als die Soldaten, die kommen sollten . . .“ Langsam ging er weiter. Und bald setzte er sich wieder auf ein Felsstück, indem er seufzte: „Ne mogon viche . . .“ Und wieder erhob er sich. Nach weiteren drei Stunden aber hatte er keine Kraft mehr. Man mußte ein Pferd herbeischaffen, und drei Männer hoben ihn in den Sattel. . .“

— **Das gute deutsche Herz.** Wie die „Frankf. Btg.“ schreibt, sandte ein Herr im bairischen Allgäu einem aus dieser Gegend stammenden Pionier zuweilen Liebesgaben ins Feld. Auch zur Weihnachtszeit gedachte er des Feldgrauen. Als Ant-

wort erhielt er einen Feldpostbrief, der die folgende Stelle aufweist: „Ihr Paket vom 28. November erhalten und danke herzlich hierfür. Werde die Sachen aber diesmal nicht für mich verwenden, sondern zu Weihnachten eine arme Franzosenfamilie von acht Waisenkindern, welche die Gärten dieses furchtbaren Krieges voll und ganz empfunden und noch zu ertragen haben, überraschen; habe mir schon eine kleine Anzahl Liebesgaben für diesen Zweck zusammengewuchert. Diesen Armen der Ärmsten mangelt es am allernotwendigsten, insbesondere Kleidungsstücken; auch das Dach ihrer Behausung trägt deutliche Spuren des in allernächster Nähe befindlichen Schlachtfeldes, was bei der dauernd anhaltend schlechten Witterung doppelt empfindlich ist.“ Diese wackere Tat ist umso mehr zu loben, als der Pionier nicht mit Glücksgütern gesegnet ist. Er besitzt eine zahlreiche Familie und bewohnt im Gebirge die armeligste Hütte, die im Umkreise vieler Kilometer zu finden ist.

Buntes Allerlei.

Streng im Dienst.

Vom alten Gaeseler wird erzählt, daß er gewaltige Anforderungen an Offiziere wie Mannschaften stellt. Leicht war der Dienst in seinem Korps nicht, davon wissen namentlich die Offiziere zu erzählen, die unter Gaeseler ihre Leutnantsjahre verbracht haben. Es gab damals unter den Offizieren des 16. Armeekorps ein geflügeltes Wort, das lautete: „Wenn Gott—Lieb hat, den züchtigt er!“ Konnte „Gottlieb“ den jungen, lebenslustigen Leutnants doch gar wacker zusetzen und immer gerade dann, wenn ihnen eine kleine Befreiung von des Dienstes gleichgestellter Uhr besonders sympathisch gewesen wäre! Besonders in der winterlichen Ballzeit und zumal in den Karnevalstagen waren die tanzlustigen jungen Leutnants sozusagen keine Minute sicher. Da kam es wohl vor, daß in der nebelgrauen Frühe des Aschermittwochs plötzlich die ganze Mecker Garnison alarmiert wurde, just zu der Stunde, wo die jungen Leutnants gerade im Begriffe standen, die Anstrengungen des Faschings in einem langen Schlaf zu überwinden. Da hieß es dann: „raus aus dem Maskenzug und 'rin in den Dienstanzug.“ Bald hallten die Straßen von Meck vom Tritt ausmarschierender Regimenter wider, die wohl erst bei sinkender Nacht nach ausgedehnter, anstrengender Felddienstübung in ihre Kasernen einrückten.

Wortspiel.

An der Spitze der mobilisierten schweizerischen Armee steht der General Wille, dem als Generalstabschef Herr v. Sprecher beigegeben ist. Eines Tages fand man in Bellinzona an der Wand eines Arrestlokales folgende Inschrift: „Was Wille will und Sprecher spricht, — dem füge dich und murre nicht.“

Auch ohne Licht.

Einmal in einer stockfinstern Nacht ver schlägt das Schicksal einen Leutnant mit seinem Burschen Nazi in ein ausgebranntes polnisches Dorf. Trotz der Nähe der russischen Vorposten entschließt sich der todmüde Leutnant, in einem leeren Häuschen zu nächtigen, und Nazi breitet Mantel und Schlaffack auf die Erde. — „Sofort auslösch!“ schreit der Leutnant, als Nazi mit der Taschenlaterne den Boden nach Stroh absucht, „die seh'n uns doch!“ Er meint natürlich die Russen. — „Ja, glauben's, Herr Leutnant,“ entgegnete Nazi überlegend, „daß dö uns im Finstern net finden? Da kennen Sie die russischen Glöh' schlecht!“

Weiteres von der Westfront.

Kronprinz Ruprecht wünscht einen persönlichen Auftrag ausgeführt zu sehen. Ein älterer Sergeant mit langem, schwarzen Bart und überhaupt von ganz martialischem Äußeren wird dazu bestimmt: „Fuhlt's enk' dazu auch fähig?“ fragte der Kronprinz leutselig. „Königliche Hohet,“ lautete die Antwort, „da seit sie nit, i bin zu allem fähig!“ Erst das allseitige Gelächter, welches diese Antwort auslöste, belehrte den Sergeanten, daß er sich veranant im Ausdruck, und schnell verbesserte er sich deswegen: „I bitt' schön, Königliche Hohet, i hoob halt bloß gemoant zu allem Guten!“

Daheim.

Zwei Austauschverwundete waren nach mehr als einjähriger Abwesenheit aus Rußland in die Heimat zurückgekehrt. In Leipzig trennten sich ihre Wege. Der eine wollte nach Bayern, der andere nach einem Vorort von Leipzig. Die beiden tranken am Bahnhof noch einen Abschiedschoppen — bis zur Abfahrt des bayrischen Zuges war noch Zeit — und sprachen vom gemeinsam durchlebten Leid. Der Bayer wollte seinen Kameraden noch zu einem neuen Glase einladen, der aber erwiderte: „Deiner Griechsgenosse, nu hört der Schbas uff. Ich muß pinktlich zum Abendbrote daheime sein. mei Alde is' nämlich sehr borschtig.“ Sah nach der Uhr und verschwand.

Des Leutnants sein Bursch.

Nach einem Gefecht muß der Leutnant einen gefangenen und verwundeten russischen Major im Auto an einer Sammelstelle abliefern. Er sitzt mit diesem im vorderen Abteil, der Bursche hinterdran. Nach der Ablieferung fuhr er zur Truppe zurück. — „Herr Leutnant, bitt' schön. Sie haben neulich im Gefecht Ihren Feldherrnblick verloren! Da ist ein neuer, ein ganz feiner!“ sagte des Leutnants Bursche und überreichte diesem ein prächtiges Fernglas in feinem Lederfutteral. „Wo hast du das her?“ frug der Leutnant streng „Von dem russischen Offizier. Erstens braucht der feins mehr und deshalb hab ich's ihm zweitens heimlich beim Fahren vom Riemen geschnitten.“

Vorsichtige Aussage.

Richter: „Herr Zeuge, erzählen Sie nun den Hergang wahrheitsgetreu.“ — Zeuge: „Na, hoher Gerichtsstuhl, wie's halt so bei einer Streiterei im Wirtshaus zugeht. Der Mistgruben-Andres hat den Raken-Jofel a Bröckel Sauerkraut an den Schädel g'schmiss'n.“ — Richter: „Sie werden doch nicht den Gerichtshof glauben machen wollen, daß ein bißchen Sauerkraut — selbst mit der größten Wucht an den Kopf geworfen — imstande ist, eine so schwere Stirnwunde zu erzeugen!“ — Zeuge: „Ja, wissen S', Herr Richter, es wird halt der Teller klebt sein!“

Für Armenzwecke.

Nach der Besetzung der Stadt Stanislau in Galizien durch die Russen ließ der russische Machthaber — er führte den Namen „Bezirkshauptmann“ — 50.000 K für Armenzwecke einheben. Das Geld wurde von den Bewohnern gezahlt, aber von dieser Summe haben weder die Armen etwas gesehen, noch hörte man sonst etwas über ihre Verwendung. Von Mund zu Mund ging die Kunde, daß sich der Herr „Bezirkshauptmann“ als den einzigen Bedürftigen betrachtet hat.

Reiterstückchen.

Ein ungarischer Husar ergriff während des Kampfes einen kleinen Komitadschi und zog ihn zu sich aufs Pferd, während er mit der freigebliebenen Rechten auf die Serben losstieß. Man fragte ihn, was dieses gewagte Reiterstückchen zu bedeuten habe und er antwortete: „Der Kerl soll mit eigenen Augen sehen, wie ich seine Landsleute verhaue.“

In Familienangelegenheiten.

Ein Grenadier in Berlin bat seinen Hauptmann, ihn wegen Familienangelegenheiten auf einige Tage nach Hause reisen zu lassen. — „Was hast du denn für Familienangelegenheiten?“ fragte ihn der Hauptmann. — „Meine Eltern wollen een Schwein schlachten und id esse zu jerne frische Wurscht.“

Aus der Gesellschaft.

Die Mutter: „Herr Hauptmann, Sie werden doch zu unserer Soiree kommen? Das Programm ist sehr reichhaltig: mein Linerl spielt Klavier, die Sopherl zupft Harfen, die Mirzel wird a Lied vortragen und die Mela deklamiert etwas und . . .“ — Hauptmann: „Und Fräulein Julie, Ihre hübsche Nichte?“ — Mutter: „Die kocht.“ — Hauptmann: „Ah, schön, da werde ich zum Vortrag der Fräulein Julie kommen.“

Kälte und Hitze.

Es war ein bitterkalter Wintermorgen. Da klopfte es an die Tür des Moosbauern. Die Alte öffnete und nahm dem Briefträger eine Karte ab. „Was hast?“ forschte der Moosbauer hinterm warmen Ofen. „Vom Bub'n!“ rief die Mutter beglückt und las vor: „Liebe Eltern! Mir

gehts gut! Wir dreschen die Franzosen! Wanns bloß nit so narrisch warm wär! A Sizen zum Verriicktwerden! 36 Grad wahrens gestern im Schatten . . .“ — „Laß i mi frozzeln?“ schrie der Vater und wollte die Karte in den Ofen werfen. Da jah er den Poststempel: 28. August 1914.

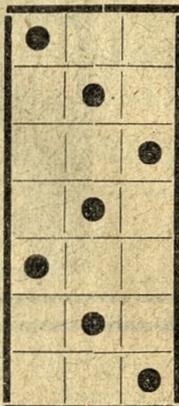
Merkspruch.

Mußt du ohne Schuhe wandern,
Wird der Mangel dich nicht quälen,
Triffst dein Blick auf einen andern,
Dem die beiden Füße fehlen.

Rätsel

Füllrätsel.

N. L.



- Nebenfluß der Donau.
- Männername.
- Stadt in Deutschland.
- Geistlicher Würdenträger.
- Biblischer Name
- Naturprodukt.
- Fluß in Rußland

In die Felder sind die Buchstaben A A B B E E E G L L L M M O O R T U U V Z derart einzutragen, daß die wagrechten Reihen Wörter von der beigelegten Bedeutung bilden, während die durch schwarze Punkte bezeichnete Zickzackreihe eine im gegenwärtigen Weltkriege oft genannte Landeshauptstadt benennt.

Ziffernrätsel.

N. L.

- 1 8 7 4 10 Ostsee-Insel.
 - 2 1 7 4 8 Stadt in der Schweiz.
 - 3 1 5 6 4 Schutzmittel.
 - 4 8 7 1 Mädchenname.
 - 5 1 8 3 Stadt in Württemberg.
 - 6 1 11 4 8 Naturerscheinung.
 - 7 1 3 4 Nebenfluß der Donau.
 - 8 9 5 6 7 Raubtier.
 - 9 10 7 6 1 Nebenfluß der Wolga.
 - 10 4 3 1 Fluß in Rußland.
 - 11 4 10 9 1 Stadt in Italien.
- 1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 liebt wohl jedermann.

Auflösungen der Rätsel aus der vorigen Nummer:

Ziffernrätsel:

Nied, Griech, Credit, Hirse, Turin, Steg, Kurt, Udine, Nisch, Dirne, Isker, Grund.

Rechtskundig.

Zauberviereck:

Paula, Maria, Maria, Luzia, Agnes — Paris.

Rätsel-Auflösungen aus Nr. 2 sandten ein:

Josef Schiller, Sofienhain bei Obergrund-Warnsdorf; Wilhelm Höller, Neustift bei Brigen; Franz Glöckner, Niemes; Marie Herbrich, Schönborn bei Rumburg; Franz Salomon, Neuland, P. Barzdorf a. R.; Franz Holschek, Ober-Postkontrolor, Reichenberg; Friederike Steppan, Saiba; Joh. Winderle, Saiba; Hermann Köbler d. J., Warnsdorf; Marie Bielkind, Deutsch-Gabel; Paula

Baier, Neundorf bei Seestadt; Robert Hoffmann Oberwittig; Emil Böhm, Hohenbrunn bei Rokitnik; Albin Wagner, Katharinaberg am Erzgeb; Karlmann Eigl, Eggendorf bei Oberhollabrunn; P. Kamill O. F. M., Linz-Kalvarienberg; Franz Hergesell, Schönwald bei Friedland; Karl Wagner, Katharinaberg bei Brüx; Gottfried Trnka, Dürrfellern bei Budweis; Marie Patta, Tuchomeritz bei Prag; Emilie Krejcit, Röhrsdorf bei Zwicau; Jos. Pascher, stnd., Wien; Hedwig Dworzak, Bozen; Mariechen Pilz, Reichenau bei Gablonz.

Noch zu Nr. 1: Ludwig Pirker, Straßburg, Kärnten; Mariechen Pilz, Reichenau b. G.; Ernst Schinzel, Pfarrer, Hollenburg; Hedwig Dworzak, Bozen.

NB. Auf die gesperrt gedruckten Namen entfielen durch das Los Preise.

Messenbund „Maria, Hilfe der Christen“.

Es wird für viele Katholiken ein Herzensbedürfnis sein, ihren lebenden und verstorbenen Angehörigen durch die Früchte des heiligen Messopfers zu Hilfe zu kommen. Besonders in der jetzigen Kriegszeit wird dieses Bedürfnis noch gesteigert sein. Eine einfache und dauernd wirksame Art, sich und den Seinen die Früchte des heiligen Messopfers zuzuwenden, ist in der Institution des „Messenbundes“ gegeben. Der Messenbund „Maria, Hilfe der Christen“ in der Kirche der PP. Calasantiner in Wien, XV., Gebrüder Langgasse 7, gegründet am 4. Juli 1902 mit Bewilligung des hochwürdigsten f.-e. Ordinariates zu Wien, Z. 2566, gewährt seinen Mitgliedern folgende Vorteile:

1. In der genannten Kirche der PP. Calasantiner werden am Hochaltare wöchentlich 3 hl. Segenmessen auf die Meinung der lebenden und zum Troste der verstorbenen Mitglieder aufgeopfert.

2. Allabendlich wird in denselben Meinungen der hl. Segen mit dem Allerheiligsten erteilt.

3. Monatlich werden bei der Betstunde vor dem ausgelegten Hochwürdigsten Gute die Meinungen der Mitglieder besonders eingeschlossen.

4. Zum Seelenheile der verstorbenen Mitglieder wird insbesondere jährlich an einem Tage im Monat November ein feierliches Totenamt abgehalten.

Um als Mitglied aufgenommen zu werden, ist nebst Angabe des Namens für jede einzelne Person ein einmaliges Almosen von 50 h an die Direktion des Messenbundes, Wien, XV., Gebrüder Langgasse 7, einzusenden. Mehrleistungen werden dankbarst angenommen und eigens quittiert. Auch Personen ohne ihr Vorwissen oder Einwilligung, sowie unmündige Kinder und Verstorbene, können in den Messenbund als Mitglieder eingeschrieben werden.

Solche Personen, welche als Förderer den Messenbund verbreiten und dafür fleißig Mitglieder sammeln, werden von der Direktion diplomiert. Den Förderern und auch jeder einzelnen Person werden die Aufnahmebestätigungen baldigst zugesandt, weshalb die Angabe der Adresse und Beilage einer Postmarke erbeten wird.

Das milde Abführmittel, das den Magen stärkt und den Darm nicht reizt, sind Fellers appetitschaffende Rhabarberpillen m. d. M. „Elsa-Pillen“. 6 Schachteln franko 4 K 40 h. Apotheker G. V. Feller, Stubica, Eljaplag Nr. 6 (Kroatien). Über hunderttausend Dankbriefe. Auch für Fellers „Elsa-Fluid“, das bekannte schmerzstillende Mittel.



MACH' BEIM KAUF DIE AUGEN AUF!

ist ein eingetragenes Wortzeichen der Firma Dr. Oetker. In welcher Zeit könnte man dieses Wort wohl mit größerer Berechtigung jedermann ins Gedächtnis rufen, als in der jetzigen, wo die Verhältnisse benutzt werden, Minderwertiges anzubieten und die Hausfrau gezwungen ist, manchmal Minderwertiges, weil nichts Besseres vorhanden, anzunehmen. In einer Beziehung braucht sie jedoch nichts Minderwertiges anzunehmen, da das Beste in ausreichenden Mengen erzeugt wird, nämlich beim Einkauf von Backpulver und gegenteilige Behauptungen nur die Täuschung des Publikums bezwecken. Dr. Oetker's Backpulver ist überall zu haben; es ist und bleibt das beste und hat sich auch als solches während der verflossenen Kriegsmonate in jeder Beziehung bewährt. Man verlange im eigenen Interesse und bestehe auf Verabfolgung des echten Dr. Oetker's Backpulver und bedenke immer, daß der Name Oetker seinen Weltruf der Erzeugung des besten Backpulvers durch mehr denn 20 Jahre verdankt. — Also nochmals:

Mach' beim Kauf die Augen auf!

Unsere liebe Frau mit dem geneigten Haupte,

zu der in diesem furchtbaren Ringen um den Bestand unseres lieben Vaterlandes ganz Wien, ja ganz Oesterreich mit Vertrauen aufblickt, findet in der jungen, bereits in allen Kronländern verbreiteten Monatschrift

„Der Liebfrauenbote“

gründliche Besprechung und fortgesetzte Würdigung durch die Veröffentlichung der Gnadenerweisungen, welche Unsere liebe Frau in ihrem neuen Heiligtume in Döbling-Wien, den Hilfsbedürftigen zuteil werden läßt. Das Jännerheft handelt nur von der Gnadenmutter mit dem geneigten Haupte. „Der Liebfrauenbote“ hat sich die schöne Aufgabe gestellt, Unsere liebe Frau auf jedmögliche Weise zu verherrlichen, durch Besprechung der Wallfahrtsorte und Veröffentlichung von Erhörungen und Anempfehlungen von Anliegen. „Der Liebfrauenbote“ kostet mit Postzusendung ganzjährig K 3.—, halbjährig K 1.50.

Das „St. Zita-Blatt“,

ist eine Monatschrift, welche den Dienstboten sowie den Herrenleuten zur Unterhaltung dienen will. In markigen Aufsätzen erörtert das „St. Zita-Blatt“ die Pflichten und Rechte der Dienenden, aber auch die Pflichten und Rechte der Herrschenden, um beide Stände sich einander näher zu bringen. Das „St. Zita-Blatt“ ist das Organ der Dienstboten-Vereinigung Steiermarks und dürfte mit der Zeit das allgemeine Verbandsorgan werden. Es kostet mit Postzusendung ganzjährig K 2.—, halbjährig K 1.—. Beide, kirchlich bewilligte Monatschriften, sind zu beziehen vom Herausgeber **Josef Berghold**, Pfarrer i. R., **Graz, Mariahilferstraße Nr. 15, Mariahilferhaus.**

Gezwungen



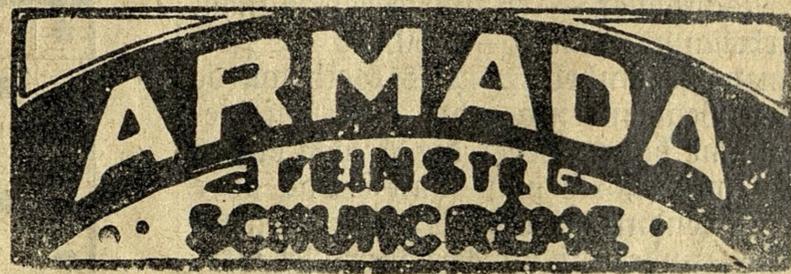
durch die Verhältnisse, insbesondere den Mangel an Fettstoffen, sind wir bemüht, den Detailpreis der bekannten, vorzüglichen

Lysoform-Seife

ab 1. Jänner 1916 mit K 1.60 per Stück zu bestimmen.

Zu diesem Preis ist die „Lysoformseife“ infolge ihrer Größe und Ausgiebigkeit noch immer billig im Vergleich zu anderen, feinen Toilette-Seifen. Der Preis des Desinfektionsmittels „Lysoform“ bleibt vorläufig noch unverändert.

Lysoform-Werke in Ujpest
Dr. Keleti & Murányi,
Chemische Fabrik.



Fellers wohltuendes, belebendes Pflanz-essenzen-Fluid m. d. M.



„ELSA-FLUID“

stillt

Schmerzen.

12 Flaschen franko 6 Kronen.
Apotheker E. V. Feller, Stubica, Elsaplatz Nr. 6 (Kroatien).
Ueber 100.000 Dankbriefe und ärztliche Empfehlungen.

III-a



500 Kr.

zahle Ihnen,
wenn Ihre
Hühneraugen.

Warzen, Riabalsam in drei Tagen samt Wurzel nicht schmerzlos entfernt. Preis: 1 Ziegel mit Garantiebrief K 1.—, 3 Ziegel K 2.50, 6 Ziegel K 4.50.

Kemeny, Kaschau, (Kossa) I.
Postfach 12/84 (Ungarn).

Von der Buchhandlung **Ambr. Opitz in Warnsdorf** kann bezogen werden:

Nachmittags-Andachten

für das Kirchenjahr.
Oberhirtlich vorgeschrieben für die Zeitmerker Diözese.
Preis gebunden in Leinwand 1 K gebunden in Leder 2 K.